August von Kotzebue.

Urtheile

der

Zeitgenossen und der Gegenwart.

zusammengestellt

von

W. von Kotzebue.

Dresden 1881.

Wilhelm Baensch Verlagshandlung.

August von Kotzebue.

Urtheile

der

Zeitgenossen und der Gegenwart.

zusammengestellt

von

W. von Kotzebue.

Dresden 1881.

Wilhelm Baensch Verlagshandlung.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist eine Compilation, wie schon der Titel andeutet. Gründliche wissenschaftliche Forschung findet der Leser nicht in derselben. Nur der Aufsatz des Freiherrn von Biedermann — Goethe und Kotzebue — macht in dieser Hinsicht eine Ausnahme, und ich freue mich, mein Buch mit diesem Beitrag des allgemein bekannten Goethe-Forschers bereichern zu dürfen.

Es fragt sich nun: wäre es nicht besser, die alten Geschichten, die sich an den Namen Kotzebue knüpfen, nicht wieder aufzurühren? Welchen Nutzen sollen diese Blätter bringen, nachdem die Literatur-Geschichte der neueren Zeit ihr Urtheil über den seit mehr als sechszig Jahren geopferten Dichter festgestellt hat?

Ich antworte darauf: es sind keine alten Geschichten, wenigstens in sofern nicht, dass bei jeder Gelegenheit bis auf den heutigen Tag in Journal-Artikeln, Vorträgen u. s. w. immer wieder auf die Vorwürfe hingewiesen wird, die man Kotzebue gemacht hat, und zwar in einer Weise, die sich selten dem wahren Thatbestande anschliesst. Die Vorgänge sind zum Theil im Laufe der Zeit verunstaltet worden; die alten Schriften aufzusuchen und nachzulesen, kostet viel Mühe; es ist viel leichter, zu erzählen was alle Welt sich erzählt. In meinem Buch ist auch das Unvor-

theilhafteste rücksichtslos, aber der Wahrheit gemäss, aufgedeckt; wer also in Zukunft die Dinge genau wiedergeben will, entschliesst sich vielleicht, vorläufig einen Blick in dasselbe zu werfen.

Ich bin weit entfernt, die Urtheilssprüche der Literatur-Geschichtsschreiber angreifen zu wollen. Nur der Unvollständigkeit muss ich sie beschuldigen. Die Ergänzung des Fehlenden ist der Hauptzweck meiner Arbeit. Findet der Leser in derselben auch nicht absolut Alles, was über Kotzebue als Mensch und Schriftsteller gesagt worden ist, so habe ich doch grade die strengsten Besprechungen seiner Gegner aufgenommen, und diesen die Ansichten der Zeitgenossen gegenüber gestellt. Eigene Meinungsäusserungen habe ich so viel als möglich vermieden, um der Objektivität der Darstellung nicht zu schaden. Auf diese Weise glaube ich dem unparteiischen Leser die Möglichkeit gegeben zu haben, sich selbst ein Urtheil zu bilden, ohne die zahlreichen Werke um Rath zu fragen, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen.

DRESDEN 1881. W. VON KOTZEBUE.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
I. „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn.“ „Die Expektorationen.“	1
II. Goethe und Kotzebue. Von dem Freiherrn Woldemar von Biedermann	26
III. Ergänzende Bemerkungen zu dem vorhergehenden Artikel	68
IV. Urtheile über Kotzebue's Wirksamkeit als dramatischer Schriftsteller	72
V. Kotzebue als politischer Schriftsteller	101
VI. Kotzebue als Journalist und Kritiker	132
VII. Kotzebue als Mensch	144
VIII. Kotzebue's Ende	164
Anhang zu dem Kapitel über Kotzebue als Dramatiker.	179

I.

„Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn.“

„Die Expektorationen.“

Soll der Leser die Ueberzeugung gewinnen, dass es sich in diesen Blättern in der That darum handelt, ihm die Möglichkeit zu geben, sich selbst ein unparteiisches Bild von dem Wirken August von Kotzebue's als Mensch und Schriftsteller zusammenzustellen, so dürfen vor allen Dingen die Schattenseiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der Maler wirft seine Lichteffekte auf eine dunkle Untermalung; ich folge diesem System, und von dem Leser wird es abhängen, ob er später die Lichteffekte wird gelten lassen wollen oder nicht.

Wohl dem, der auf der Schreibtafel seines Lebens keinen Moment zu verzeichnen hat, den er mit Anstrengung aller Kräfte seiner Seele vertilgen möchte! Das Vertilgen gelingt Manchem, auf den die Oeffentlichkeit kein Recht hat, der im stillen Privatleben gut zu machen vermag, was er verbrochen. Kotzebue hatte einen solchen Moment, dessen Folgen ihre düsteren Schatten auf sein ganzes Leben geworfen, den er in den Augen der streng richtenden Welt nie hat gut machen können, und der noch heute, nach neunzig

Jahren, in sämmtlichen Literaturgeschichten den Hauptstoff zu den Vorwürfen und Schmähungen liefert, mit denen man ihn überhäuft.

Ich halte es für eine Pflicht, die Sache mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln. Die in den Grundzügen richtige Darstellung in „Das Leben August von Kotzebue's von Cramer, Leipzig 1820“ und in den „Erinnerungsblättern von August Schumann, Zwickau 1821“, benutze ich als Leitfaden, und füge Einiges aus anderen Quellen, z. B. dem Nachlasse Kotzebue's, hinzu.

In den letzten Monaten des Jahres 1790 erschien eine Druckschrift unter dem Titel: „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von dem Freiherrn von Knigge.“

Dieses Schauspiel war ein beissendes, aber leider auch mit groben Zweideutigkeiten durchflochtenes Pasquill auf Dr. Bahrdt, wohl das schlimmste derartige Produkt, das je erschienen.

Obgleich Bahrdt manches gute Buch geschrieben, — seine Rhetorik für geistliche Redner hat sogar drei Auflagen erlebt — obgleich er eine Zeit lang Professor in Giessen gewesen und später eine höhere geistliche Würde errungen, war er seines Privatlebens und seiner religiösen Ansichten wegen keineswegs geachtet. — „Es trat ein Mann auf“, sagt Wolfgang Menzel (Literaturgeschichte, zweite Auflage, Theil 1, Seite 191), „der dem gemeinen Volke Verachtung des Christenthums und dagegen eine moralische Vernunftreligion im Geschmacke Rousseau's und der französischen Philosophen predigte. Dies war der berüchtigte General-Superintendent und nachherige Gastwirth Karl Friedrich Bahrdt.“ † 1792.

„Auf dem Weinberg bei Halle wollte Bahrdt die geheimen Logen halten, in denen die deutsche Maurergesellschaft der Aufklärung sich durch ihre Emissäre über die Mittel zur Beherrschung und Ausbeutung

des Publikums berathen sollte — hier wollte er durch Errichtung einer Gastwirthschaft die geheime Loge beständig rekrutiren. ‚Die deutsche Union' oder die ‚Gesellschaft der Zweiundzwanzig' war für ihn hauptsächlich nur ein Mittel, durch das Vorgeben eines grossen Zusammenhanges, in dem er mit den angesehensten und aufgeklärtesten Männern Deutschlands stehe, jährliche Geldbeiträge zur Führung der Geschäfte in seine Hände zu leiten" (Staats- und Gesellschafts-Lexikon von H. Wagner, Band 6, Seite 401).

„In den Ausschweifungen und Abenteuern, auf die er sich schon als Katechet in Leipzig einliess, im Cynismus seines gesellschaftlichen Lebens zu Erfurt, in der Haltungslosigkeit seiner Frau gegenüber, endlich in seiner wirthschaftlichen Associirung mit der Christine auf dem Halle'schen Weinberg, hat er auf leichtsinnige Weise auch den Bruch seiner Zeit mit den Conventionen des Lebens und mit dem Gesetz der Moral ausgedrückt — aber auch auf diesem Gebiete noch mehr, als auf dem der populären Wissenschaften, das Andenken an seinen Namen mit dem Andenken an eine moralisch sich auflösende Zeit verkettet" (Staats- und Gesellschafts-Lexikon von Wagner, Band 3, Berlin 1860).

Aber nicht um das grössere oder kleinere Interesse, das der Beleidigte in Anspruch nehmen durfte, handelt es sich bei dem Pasquill; der Ton desselben war die Hauptsache und durch diesen war die Entrüstung in Deutschland allgemein. Was die Angriffe noch verschärfte, war der Umstand, dass Kotzebue den Freiherrn von Knigge als Verfasser der Schmähschrift genannt hatte, einen Mann, der die Achtung seiner Mitbürger in hohem Grade genoss. Und Bahrdt war nicht der einzige Angegriffene; eine Reihe zum Theil angesehener Gelehrten spielten eine Rolle in dem sogenannten Drama, Männer, von denen einige noch heute mit Achtung genannt werden, von denen Kotze-

bue viele nur dem Namen nach kannte. Er brachte sie mit dem verachteten Bahrdt in eine willkürliche Verbindung, einzig und allein, weil auch sie gegen Zimmermann geschrieben hatten. Der Zweck der Schrift war, Letzteren, den Verfasser des Buches über die Einsamkeit, in Schutz zu nehmen gegen die Schmähungen Bahrdt's und Anderer. „Zimmermann hatte durch sein über Friedrich den Grossen 1790 geschriebenes Werk fast gänzlich seinen schriftstellerischen Ruhm verscherzt. Die zahllosen literarischen Fehden, in die er dadurch verwickelt ward, und seine Hypochondrie und Reizbarkeit beschleunigten seinen Tod, 1795" (Kotzebue's Leben von Döring, Seite 102).

Anfänglich kannte Niemand den Verfasser der Schrift. Kotzebue selbst erhielt Briefe, die, ohne ihm die Autorschaft zuzuschreiben, nur von dem Eindruck sprachen, den die Schrift hervorgebracht. „Nur eine Sache will ich berühren", heisst es in einem mit M. unterzeichneten Schreiben vom 16. Januar 1791 (aus Kotzebue's Nachlass), „weil sie unseren Zimmermann anbetrifft. Denken Sie, der liebe Mann hat einen grossen Verdruss über eine Angelegenheit, die den grössten Anschein hat aus der besten Meinung für ihn hervorgegangen zu sein. Es kam im December ein Schauspiel heraus, ‚Dr. Bahrdt etc.' In Hannover riss man es sich aus den Händen. Weil es schwer zu bekommen war, verlieh man es stundenweise für Geld. Von dem Vornehmsten bis zu dem Geringsten hatte es in wenig Tagen Jedermann gelesen. Jedermann sagte, es sei in seiner Art ein Meisterstück, es sei zum Todtlachen; viel dabei zu erinnern hatte man denn auch wieder. Unglücklicherweise war ein Regierungs-Sekretär darin heftig angegriffen, und dieser brachte die ganze Ministerial-Aristokratie in Harnisch. Eigentlich verbieten wollte man es doch nicht, aber auf des Sekretärs Veranlassung ward an der Justiz-Kanzlei eine förmliche Inquisition dagegen

veranstaltet, um womöglich den Verfasser herauszubringen, dem es freilich übel gehen würde, wenn er in Hannover wäre, wie man einige Leute da im Verdacht hat. In der Folge confiscierte man doch alle vorhandenen Exemplare, unter dem Vorwande, dass darin etwas gegen die Religion enthalten sei. Fünfzig Pasquille, die gegen Zimmermann herausgekommen waren, hatte man frei verkaufen lassen; sie enthielten manches äusserst Unanständige gegen die Religion, — wie denn zum Exempel Dr. Bahrdt in seinem „Teutsch gesprochen", ein Pasquill Bahrdt's auf Zimmermann, sagt: Die Apostel seien Tröpfe — und die einzige Schrift, die für Zimmermann heraus kommt, confisciert man. Diese Unbilligkeit hat ihn entsetzlich geärgert... Den stärksten Verdacht hatte man auf Knigge, dessen Name auf dem Titel steht; man hasste ihn in Hannover und wünschte, dass er der Verfasser sei, um ihn zu kneifen. Man ist so weit gegangen, alle Briefe von ihm und an ihn von Gerichtswegen auf der Post öffnen zu lassen. Man sagt, Knigge werde sich dieser Gewaltthätigkeit halber bei den Reichsgerichten beschweren. Wenn der Verfasser nicht sehr gute Vorsicht gebraucht hat, so kundschaften sie ihn gewiss aus. Ich sehe aus verschiedenen Ankündigungen, dass man überhaupt einen fürchterlichen Lärm von dieser Geschichte macht, nicht geringer, als wenn das liebe Vaterland verrathen wäre. Man sieht doch daraus, welch ein Wespennest diese Union (Bahrdt und Consorten) ist." Ich habe einen grösseren Auszug aus diesem Briefe gegeben, weil er manchen Einblick in die damaligen Verhältnisse gewährt. Man kann nach Durchlesung des Pasquills kaum begreifen, wie es ein solches Aufsehen gemacht hat, statt nach wenigen Wochen vergessen zu werden, wie so vieles Andere. Bahrdt selbst war so wenig beachtet, dass auch die Schmähungen, mit denen er überhäuft wurde, kein Interesse einflössen konnten. Das Aufsehen ist also

wohl dem Umstande beizumessen, dass eine Reihe angesehener Männer als seines Gleichen genannt war, wie wir oben gesehen.

Auch Zimmermann ahnte lange nicht, wer der Verfasser der bewussten Schrift sei. Anfänglich freute er sich über die unerwartete Vertheidigung. „Etwas so Freundliches für mich", schreibt er aus Hannover den 17. Dezember 1790 (aus Kotzebue's Nachlass, wie alle späteren Auszüge aus Briefen. Die Originale befinden sich im Besitz der Hinterbliebenen), „etwas so Geistvolles, etwas so Zermalmendes, schrie ich in einem fort, hätte ich mir nie gedacht, hätte ich nie wünschen dürfen, habe ich nie gelesen. Auch freute ich mich unter tausend anderen Dingen des Hiebes auf die Nase des Freiherrn von Knigge ...." Die Sache interessirte Zimmermann in hohem Grade; er schrieb Kotzebue häufig darüber, so am 7. Februar 1791: „Ich sehe aus Ihrem Briefe, dass Sie auch etwas von dem Lärm gehört haben, den die Geschichte hier macht. Noch immer wird bei hiesiger Justiz-Kanzlei die Inquisition gegen den unbekannten Verfasser auf's Eifrigste fortgesetzt etc." Aber es traten bald Verhältnisse ein, die ihm die Freude verdarben. Er schreibt, Hannover, 14. März 1791: „Mauvillon hat soeben in Braunschweig ein Buch auf 108 Seiten in Gross-Octav herausgegeben, worin er beweisen will und zu beweisen glaubt: Ich sei der Verfasser des Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn! Teuflischer ist man noch nie mit einem Menschen umgegangen, wie die gelehrten Herren mit mir umgehen. Ich werde in dieser Woche eine Deklaration gegen Herrn Mauvillon drucken lassen und Ihnen dieselbe zuschicken." — Zur Charakterisirung Zimmermann's nehme ich auch den Schluss dieses Briefes hier auf, obgleich derselbe von etwas Anderem handelt. „Meine Frau empfiehlt sich Ihnen, mein theuerster Freund, ehrerbietigst und dankt Ihnen mit mir unaussprechlich für das herrliche Buch: ‚Meine Flucht nach

Paris.' Mir scheint dieses Buch eines der allermerkwürdigsten psychologischen Bücher, die mir jemals zu Gesichte gekommen sind." Zimmermann scheint überhaupt sentimental gewesen zu sein: „Beim Lesen der ‚Leiden der Ortenberg'schen Familie'", schreibt er den 5. November 1785, „fiel ich zuerst auf die Worte: ‚Weil ein von den Menschen Verlassener doch immer etwas haben muss, woran er sich rettet, so hatte auch Ortenberg sich zwei Tauben erzogen.' Ach, da stiegen mir schon die Thränen in die Augen!"

Er übersandte in der That schon den 14. März 1791 Kotzebue die erwähnte Deklaration, in welcher die Worte vorkommen: „Ich bin willig und bereit, den schauderhaftesten Eid zu schwören, dass ich, weder mittelbar noch unmittelbar, nicht den geringsten Antheil an der Schrift: ‚Dr. Bahrdt etc.' habe, und dass ich von dem ganzen Inhalt derselben nichts wusste, bis ich sie gedruckt in meinen Händen sah."

Seit dieser Erklärung wurde in Hannover mit verdoppeltem Eifer dem Verfasser des Pasquills nachgeforscht. Die Justiz-Kanzlei beschloss sogar, eine Prämie von 500 bis 1000 Thaler auf die Entdeckung zu setzen. Zimmermann's Leiden hatten jedoch damit kein Ende. „Die Rache der ganzen deutschen Union fällt auf mich", schreibt er, „Mauvillon will mich jetzt auch des Meineids beschuldigen. Alles Erdenglück, alle Frohheit des Herzens, alle Neigung Menschen zu sehen ist durch den Verdruss unwiederbringlich verloren."

Zimmermann's Briefe klangen immer trostloser; er fing an, die Ueberzeugung der Presse zu theilen, Kotzebue sei der Verfasser der inkriminirten Schrift, und beschuldigte ihn, die Ursache einer tödtlichen Krankheit seiner Frau und der Zerrüttung seiner eigenen Gesundheit zu sein. Da erschien unter dem Datum: Mainz, 18. April 1790, eine Erklärung Kotzebue's, der ich folgenden Auszug entnehme:

„Mit Erstaunen und Unwillen vernehme ich, dass

man boshaft und hämisch genug ist, Zimmermann's Erbieten zum Eide zweideutig auszulegen. Es ist meine Pflicht, diesen schändlichen Verdacht zu vernichten, und ich vernichte ihn, indem ich schwöre, dass Herr Ritter von Zimmermann vor dem Erscheinen der Schrift ‚Dr. Bahrdt etc.' keine Ahnung von derselben gehabt hat .... Also, höre ich fragen, bist du der Verfasser? — Und wenn ich es wäre? Ich kenne Zimmermann seit sechs Jahren, ich kenne seinen vortrefflichen moralischen Charakter, er ist mein geprüfter Freund, ich verdanke ihm vielleicht mein Leben (Zimmermann war Arzt und hatte Kotzebue in Pyrmont wiederholt behandelt). Wäre es denn ein Wunder, wenn ein Mensch, der solche Gründe vor sich hat, endlich einmal die Geduld verlöre, wenn er einen Freund täglich misshandeln sieht? — Also ja, ich habe Antheil an dieser Schrift. Aber alles was Hannover und die auftretenden Personen betrifft, rührt nicht von mir her, sondern hat einen dritten zum Verfasser. Aber wer ist dieser Dritte? Von mir wird man nichts erfahren, bis man vorher alle die groben Pasquillanten bestraft haben würde, die seit einigen Jahren Zimmermann verunglimpfen."

Diese Erklärung machte die Sache noch schlimmer für Kotzebue's Freund: Der Verdacht, die Anekdoten und Charakterisirungen für das Pasquill geliefert zu haben, fiel sofort auf Zimmermann. „Jeder Mensch", schreibt er den 15. Juni 1791, „der nur bei Sinnen ist, begreift, dass Sie eine Menge Dinge nicht hätten leisten können, wenn sie dieselben nicht von einem Andern hätten, und wer kann dieser Andere sein, sagen die Schurken, als Zimmermann! Diesen Argwohn aus der Hölle, diese Höllencalomnie, dass ich einen falschen Eid geschworen, haben nun auch die Berliner Monatsschriftsteller auf dem blauen Umschlag ihrer Monatsschrift vom Mai bestätigt und von Neuem in Umlauf gebracht."

Monate waren vergangen seit dem Erscheinen der Schrift, und der Lärm darum wuchs, statt sich zu legen. In Leipzig wurden zehn Thaler für ein Exemplar geboten. Aus Bern sogar wurde Zimmermann unter dem 2. Mai 1791 geschrieben: „Hätten wir 4000 Exemplare gehabt, sie wären in acht Tagen vergriffen gewesen.“ Kotzebue befand sich in einer selbstverschuldeten, höchst peinlichen Lage. Hatte er in der oben angeführten Erklärung auch einen Theil der Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen gesucht, so blieb er doch Gegenstand der gerichtlichen Verfolgungen und bot alles auf, um sich als rein darzustellen. Ein gewisser Schlegel in Reval musste sich in einer, 1791 bei Nicolovius in Königsberg erschienenen Schrift als den eigentlichen Verfasser des Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn nennen. Dieses Mittel half nichts, Niemand glaubte daran, um so weniger, da die Gerichte unterdess einen festen Anhaltspunkt für ihre Forschungen gewonnen hatten: Der Kupferstecher, der die Titelvignette zu der Schmähschrift angefertigt, wurde ausfindig gemacht und gab an, den Auftrag dazu von dem in Mitau etablirten deutschen Gelehrten Schulz erhalten zu haben. Schulz wusste von Kotzebue's Autorschaft; wurde er befragt und sagte die Wahrheit, so hatte alles Forschen ein Ende. Hieraus ist die Fabel entstanden, die in manchen Literaturgeschichten Eingang gefunden, Kotzebue habe Schulz als Verfasser des Pasquills genannt. Das ist ganz unerwiesen; schlimm genug ist, was wirklich auf Wahrheit beruht. Als Kotzebue durch seinen Verleger Gruner in Dorpat die Entdeckung des Kupferstechers erfahren, schrieb er aus Pyrmont, 25. Juni 1791: „Gestern, mein lieber Schulz, erhielt ich einen Brief von Gruner, welcher mir zu meinem Schrecken und Erstaunen meldet, Sie seien entschlossen, im Fall Sie wegen einer gewissen Sache vernommen würden, Alles zu sagen, was Sie wissen. Das können und werden Sie gewiss

nicht thun, Sie werden einen Menschen nicht kaltblütig ruiniren wollen, der Sie nie beleidigte, Sie liebt und sich schmeichelt, Sie wären ihm auch ein wenig gut.... Es kommt blos darauf an, Sie selbst in Sicherheit zu setzen, und das geschieht vollkommen, wenn Sie mir nur die Freundschaft erzeigen wollen, den Plan zu befolgen, welcher zwischen mir und meinem Verleger verabredet worden. Posito also, es wird nach Mitau requirirt, Sie werden befragt, so dächte ich für's Erste, Sie könnten es ganz von sich ablehnen, sich darauf einzulassen; denn, meines Dafürhaltens wird die Mitau'sche Regierung eben nicht mit grossem Eifer in der Sache verfahren. Gesetzt aber auch, das Weigern wäre blos eine dilatorische Hülfe, nun, so produciren Sie einen Brief von dem Buchhändler Gauger in Dorpat, worin derselbe Sie bittet, die Vignette quaestionis stechen zu lassen. Diesen Brief werden Sie in wenigen Tagen wirklich von ihm erhalten. Er wird antedatirt sein. Sie hätten also statt aller Antwort nichts weiter zu thun, als diesen Brief einzureichen und denselben ad acta legen zu lassen; der wird sodann nach Hannover geschickt, und Sie sind ganz aus dem Spiele. Ich stelle mir vor, man könne Sie nichts weiter fragen als: Haben Sie die Vignette bestellt? Antwort: Ja. Haben Sie es in Ihrem eigenen Namen gethan? Antwort: Nein. Für wen oder in wessen Namen ist es geschehen? Antwort: Hier ist sein eigenhändiger Brief, der mir das Geschäft comittirt."

Schulz erwidert darauf: Mitau, 25. Juli 1791. „Ich habe Ihren Brief aus Pyrmont erhalten und gestehe Ihnen (Sie werden über mich bon enfant lachen), er machte mich so Ihres Benehmens vergessen, dass ich mich entschloss, und es auch an Gruner schrieb, ich würde alles Mögliche thun, um Sie zu retten, und dies möchte ich auch gern noch, wenn ich könnte, so sehr bin ich überzeugt, dass Sie kein böses, kein vorsätzlich böses Herz haben, sondern blos in einer sehr

dringenden Verlegenheit die Folgen davon auf Jemand spielen wollten, dem sie nicht so sehr schaden könnten als Ihnen, wie Sie glauben. Immer war die Quelle des Ganzen Freundschaftseifer für Zimmermann, und wenn er sich diesmal bei Ihnen zu zerstörend und unmässig zeigte, so wird mich dies doch nie bewegen, demselben nicht, wo er sich als Grundlage einer Handlung zeigt, die angemessene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie sehen hieraus, dass ich, nach Allem, die Sache aus einem so entschuldigenden Gesichtspunkte ansehe, wie ich wünschte, dass das Publikum Sie ansehen möchte. Dies würde mich mehr als alles andre bestimmt haben, Sie, womöglich, zu retten. Aber heute schreibt mir ein Freund aus Berlin, man schreibe mir den grössten Antheil an der Broschüre zu, und dieses glaubten in Leipzig Meissner und in Berlin Nicolai, Bister, Gedicke und Andere, ob ich dazu, vorzüglich in meiner jetzigen Lage, schweigen könne. Dass ich das nicht kann, sehen Sie selbst nun wohl, und dass ich es nicht werde, darauf sollte Sie dieser Brief zum Ueberfluss vorbereiten. Ich fühle vielleicht so lebhaft als Sie selbst, wie peinlich die Lage ist, in die Sie dadurch gerathen werden, aber nun ist es zu spät, Sie davor zu schützen, wahrhaftig, nun ist es zu spät. Was von literarischen Ahndungen über Sie ergehen wird, kann ich und darf ich nicht mehr verhüten.... Bei einer Requisition aus Hannover werde ich mich durchaus zu keiner juristischen Aussage verstehen, aber dafür zu meiner Ehre und des Kollegii, dessen Mitglied ich bin, versprechen, dem Publikum Alles zu erzählen, was ich weiss, und vorzulegen, was ich habe."

Dieser Brief war nicht der einzige, der die Nothwendigkeit eines öffentlichen Geständnisses darlegte. Von verschiedenen Freunden finden sich in Kotzebue's Nachlass Mahnungen in diesem Sinn.

Etwa ein Jahr nach Erscheinen der Schrift schrieb ihm Schröder: Hamburg, 8. December 1791. „Meine

Theilnahme, meine innige Achtung verpflichtet mich, offen gegen Sie zu sein. Hat das deutsche Publikum in der Bahrdt'schen Sache so ganz unrecht? Ueber ein Jahr ist das murmelnde Gerücht — Sie wären der Verfasser — Ihnen bekannt. Das Gerücht wird lauter, wird gedruckt, und Sie sagen noch nichts! — Ich denke von dieser Schrift und ähnlichen nicht so streng, denn, wenn man gegen solche Dinge nichts sagt, so sind sie in zwei Monaten vergessen. Für eine grosse Uebereilung halte ich das Ding immer, weil es unsere ganze Literatur herabwürdigt; es ist mir darum sehr leid, wenn Sie auch nur einigen Theil daran haben, weil auf den Verdacht jeder elende Mensch gegen Sie zu schreiben wagt, und das deutsche Publikum gegen Sie aufbringt." Es waren in einem gewissen Sinne grosse Schwierigkeiten zu überwinden, die sich einer offenen Erklärung entgegen stellten; Kotzebue hatte von seiner Mutter einen Brief aus Weimar erhalten, 11. Februar 1791, in welchem sie ihre Unruhe ausspricht: „Man sagt hier für gewiss, Du habest das Schauspiel ‚Dr. Bahrdt etc.' geschrieben. Es ist unmöglich! So unbesonnen kannst Du als Mann, Gatte und Vater nicht gewesen sein. — Die Folgen davon mussten Dir vor Augen liegen. Ich habe gestritten für Dich; weil ich aber meinen Kopf für Deinen unseligen Leichtsinn nicht wetten möchte, so schwieg ich und habe mich seitdem im Stillen abgehärmt und ganze Nächte geweint und gewacht! Gott gebe, dass meine Furcht umsonst ist!" — Hierauf hatte der Sohn in einer Weise geantwortet, die das bekümmerte Mutterherz bis zu einem gewissen Grad beruhigen sollte, nur die Autorschaft der „muthwilligen Possen" in der Schrift zugab und alles Ehrenrührige einem Andern aufbürdete.

In ihrer Freude liess die Mutter diesen nur für sie bestimmten Brief ohne Vorwissen des Sohnes drucken, derselbe erschien im Intelligenz-Blatte der allgemeinen Literatur-Zeitung, und nun war Kotzebue

erst recht der strengsten Beurtheilung des Publikums preisgegeben. Er erliess in Folge dessen eine öffentliche Aufforderung an den Mitverfasser der Schmähschrift, sich zu nennen.

Dieser Aufforderung wurde sofort Folge geleistet, aber in einer Weise, die ganz zu Kotzebue's Nachtheil ausfiel: Der Leibmedikus Markard in Oldenburg trat auf und erklärte, „mehrere skandalöse Anekdoten Herrn von Kotzebue mitgetheilt zu haben, aber ohne zu ahnen, man könne so roh hingeworfene Dinge in Druck geben; der Missbrauch, welcher durch dieselben entstanden, falle einzig und allein Kotzebue zur Last, von welchem der ganze Plan des Pasquills, die Ausführung desselben, die Gemeinheiten und auch besonders der Einfall herrühre, einen fremden Verfassernamen (Knigge) auf den Titel zu setzen".

Freilich wurde Kotzebue durch einen, den 17. Januar 1792 erfolgten Machtspruch der Kaiserin Katharina von allen gerichtlichen Unannehmlichkeiten befreit, aber — „Sie dürfen sich nicht für schuldlos halten, weil Sie geschützt sind —" schrieb ihm Schröder unter dem 9. März 1792, und das war auch die Ansicht des deutschen Publikums. Im Gefühl seiner literarischen Missethat entschloss er sich, die Sache noch einmal vor die Oeffentlichkeit zu bringen, und zwar in einer Weise, von der er hoffte, dass sie ihm die verscherzte Gunst wiedergewinnen würde. Ich gebe das sehr selten gewordene und in seiner Art einzig in der Literatur dastehende Schriftstück in extenso wieder.

An das Publikum,

von

August von Kotzebue.

(Dieses Blatt wird in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis ausgegeben.)

Es ist kühn, den höchsten Richter, das Publikum, noch einmal mit einer Sache zu behelligen, von welcher

vor zwei Jahren so manche gelehrte und ungelehrte Zeitung sprach, und über welche in grossen und kleinen Städten, in grossen und kleinen Gesellschaften einstimmig geurtheilt wurde; ich meine die berufene Geschichte der unglücklichen Broschüre: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn. Doch erwarte ich von jedem ehrlichen deutschen Manne, er werde mir willig sein Ohr auf eine Viertelstunde leihen, wenn ich ihm sage, dass es für die Ruhe meines Lebens nothwendig ist, mein Herz über diese, für mich so traurige Begebenheit zu erleichtern. Manche werden dieses Blatt mit Neugierde in die Hand nehmen; Manche und die Meisten mit Vorurtheilen gegen mich, beide Gattungen von Lesern werden nicht finden, was sie suchen. Mein Zweck ist einfach redlich, und möchte meine Hand vertrocknen, und nie wieder ein ehrlicher Mann Freund zu mir sagen, wenn irgend eine unredliche Nebenabsicht meine Schritte leitet.

Als ich im Jahre 1790 in Pyrmont war, fiel mir die hässliche Broschüre: Bahrdt an Zimmermann, „Teutsch gesprochen", in die Hände. Schon lange hatte ich im Stillen geseufzt über alle die hämischen Angriffe auf einen Mann, der den gebildetsten Geist mit der schönsten Seele verbindet, einen Mann, den ich meinen Freund nennen darf. So grob und ungeschliffen war er noch von keinem gelehrten Streiter behandelt worden, als jetzt von dem verstorbenen Dr. Bahrdt. Wer einen Freund, der noch überdies gerechte Ansprüche auf Dankbarkeit machen darf, geduldig misshandeln sieht und schweigt, der verdient keinen Freund zu haben.

Noch ehe ich Zimmermann kannte, liebte ich ihn um der frohen Stunden willen, die seine Schriften meinem Geiste gewährt hatten. Als ich ihn selbst kennen lernte, krank und muthlos, da nahm er sich meiner wankenden Gesundheit so freundlich und uneigennützig an, und verschaffte mir zweimal, durch die

verdiente Gunst, mit welcher meine Monarchin ihn beehrte, Zeit und Ruhe, Leib und Seele zu pflegen, dass ich ein Ungeheuer sein müsste, wenn ich es je vergessen könnte. Seinem Rath als Arzt verdanke ich meine wiederkehrende Gesundheit, seinem Freundestrost Geduld und Muth. Nie werde ich daher bereuen, was ich für ihn thun wollte, wohl aber das, was ich für ihn that.

Gerade in dem Zeitpunkte, als ich meine Verbindlichkeit gegen ihn am stärksten fühlte, gerade in dem Zeitpunkte, als mein ganzes Wesen sanft erschüttert wurde, wenn ich nur seinen Namen aussprechen hörte, erschien Bahrdt's grober Angriff, wurde von allen Badegästen verschlungen, von manchem mit Wohlgefallen belächelt — ich knirschte. Der Gedanke flog durch meine Seele: Tritt auf und räche deinen Freund! Der Gedanke reifte schnell zum Entschluss. Bis hierher habe ich mir nichts Tadelnswerthes vorzuwerfen, ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich anders gedacht und empfunden hätte.

Aber jetzt stehe ich vor dem Stein des Anstosses: Die Art und Weise, wie ich meinen Entschluss ausführte, kann und mag ich durch nichts beschönigen. Ich klage Niemand an, als mich selbst; eine unglückliche Verkettung von Umständen, ähnlicher Eifer und missverstandene Gefälligkeit von einer Seite, ein unbesonnener Gebrauch derselben von der anderen; die kränkliche Reizbarkeit meiner Nerven, die mir oft eine grüne Brille auf die Nase setzte, das zuweilen übersprudelnde Jünglingsalter, das nur zu oft meine gesunde Urtheilskraft gefangen nahm — alles das kann mich nicht entschuldigen, ich weiss es, auch ist Entschuldigung wahrlich nicht die Absicht dieses Blattes. Ich reiste von Pyrmont ab mit hässlichen Materialien beladen, und das glühende Dankgefühl für meinen Freund liess mir keine Zeit, sie kaltblütig auf der Wage der Gerechtigkeit und Menschenliebe zu wiegen. In acht

Tagen war die unglückliche Broschüre fertig. Zimmermann wusste nichts darum. Ausser Weimar hat sie vor dem Druck Niemand gesehen. Aber in Weimar sah und las sie ein Mann, der nachher öffentlich behauptete, sie nicht gesehen und gelesen zu haben und der doch damals selbst hülfreiche Hand leistete, selbst sogar den Einfall dazu herlieh, der, wie ich glaube, der Schlechteste in der ganzen Broschüre ist. Hätte dieser Mann, den ich damals für meinen Freund hielt und für dessen Talente ich Achtung hegte, mich nur mit einem Worte auf die Folgen meiner Handlung aufmerksam gemacht — ich wage es zu behaupten, sie wäre unterblieben, oder doch auf eine ganz andere, weit unschuldigere Art vollzogen worden. Aber freilich hatte er keine Verbindlichkeit dazu und ich werfe ihm auch nichts weiter vor, als sein nachheriges zweideutiges Benehmen, wozu keine Noth ihn drang, denn dass ich jemals gegen irgend Jemand ihn für den Verfasser ausgegeben haben sollte, ist eine kahle Unwahrheit, durch welche er sein liebloses Verfahren nur zu beschönigen sucht. Doch genug davon!

Die verhasste Broschüre war nun einmal geschrieben und zum Druck weggesandt. Noch damals, in den ersten Tagen ihrer Existenz, als noch wenige Exemplare im Umlaufe waren, und als ich Gelegenheit hatte, das Urtheil einiger achtungswürdiger Männer über die Erscheinung derselben zu hören; noch damals hätte ich vielleicht Zeit und gewiss guten Willen genug gehabt, die Verbreitung der Broschüre zu unterdrücken, aber das Schicksal hatte beschlossen, die unglücklichsten Begebenheiten meines Lebens in dem Jahre 1790 aneinander zu reihen. Meine geliebte unvergessliche Gattin starb, den Tag nachher, als ich das erste gedruckte Exemplar empfangen hatte. Der gerechteste Kummer raubte mir jede Kraft der Besinnung für fremde Dinge. Ich floh nach Frankreich und kam erst einige Monate nachher in mein Vaterland zurück.

Das Uebel war geschehen. Ich fing an zu fühlen, was ich gethan hatte, und seufzte vergebens mit jenem alten Dichter: O, Jupiter! bring mir die entflohenen Zeiten zurück!

Die heftigste Verfolgung begann nunmehr. Man begnügte sich nicht, in tausend Schriften den Verfasser als ein Ungeheuer darzustellen, sondern man machte auch die Sache an hundert Orten zugleich gerichtlich anhängig. Ich tadele dies Verfahren nicht, und bekenne gern, dass ich, unschuldig beleidigt, vielleicht das Nämliche gethan hätte. Aber ich hoffe, man wird es auch nicht unbillig finden, dass ich, als es den Verfolgern endlich gelang auf einem ungesetzmässigen Wege sogar bis zum Throne meiner Monarchin durchzudringen, Alles aufbot, um mich zu retten. So sind einige Versuche, durch welche ich meine Verfolger zu täuschen hoffte, hinlänglich durch die Nothwehr entschuldigt.

Ich war endlich so glücklich, der Monarchin selbst die wahren Umstände der Sache ohne Hülle vorzutragen. Sie unterschied den guten Willen von dem bösen Erfolg, den untadelhaften Zweck von der tadelnswürdigen Ausführung desselben und verzieh, indem sie befahl, dass in ihrem Reiche nie wieder gerichtlich davon die Rede sein sollte.

Anderthalb Jahre sind nun verflossen, seit ich von dieser Seite völlig beruhigt bin, und keine gerichtliche Procedur mir ferner droht. Es war nöthig, diese Zeit verfliessen zu lassen, damit es nicht scheinen möchte, als thäte ich aus Furcht einen Schritt, den ich heute blos auf Antrieb meines Herzens thue. Aber, Gott ist mein Zeuge, und mehrere meiner Freunde wissen es aus meinem Munde, dass ich gleich damals, von meinem Unrecht überzeugt, den Vorsatz fasste, den Beleidigten Genugthuung zu geben, so viel in meinen Kräften stünde. Ich habe wegen dieser Begebenheit, der unglücklichsten meines Lebens, so viel gelitten, als irgend

ein Sterblicher leiden kann, ich habe geprüfte Freunde verloren und die Liebe des Publikums eingebüsst, ich habe tausend heimliche Nackenschläge empfangen und tausend hämische Anekdötchen sind auf meine Rechnung erfunden worden. Man hat sich durch lächerliche Recensionen an meinen Schriften gerächt, andere haben meinen moralischen Charakter, nicht ohne Schein, verunglimpft. Die Edleren haben geschwiegen, und ihr Schweigen ist mir drückender gewesen, als das Wüthen der kleinen Geister. Niemand hat die schlaflosen Nächte gezählt, in welchen meine eigenen Vorwürfe mich peinigten, und Niemand hat die bittere Empfindung gemessen, welche mir oft jede Freude vergällte. Genug! ich bin überzeugt, dass ich Keinem als mir selbst Schaden zugefügt, und dass noch nie, seit die Welt steht, eine literarische Unbesonnenheit so hart gebüsst worden.

Nicht um wieder zu gewinnen, was ich verlor, nicht um Recensenten mit mir auszusöhnen, die unversöhnbar sind und deren unedle Rache ich verachte; nein! blos um die Ruhe meines Herzens zu befördern und meine eigene Achtung vor mir selbst wieder herzustellen, trete ich jetzt öffentlich auf und wende mich an Euch, Ihr Alle, die ich unschuldig beleidigt habe, verzeiht mir! Der Jüngling konnte fehlen, aber er muss sich nicht schämen zu bekennen, dass er gefehlt hat. Wohlan! ich schäme mich dessen nicht, wenn auch Hass und Schadenfreude schief und hämisch darüber urtheilen mögen. Es ist traurig, in die Verlegenheit zu gerathen, einen solchen Schritt thun zu müssen; aber es wäre noch weit trauriger, ihn nicht rasch und ohne Rücksicht auf Verhältnisse zu thun. Hier, in meiner ländlichen Einsamkeit, wo nur Gottes Auge mich sieht, mein Herz mein Verfahren billigt und einige geprüfte Freunde mir Beifall lächeln: Hier soll nichts mich abhalten, mein Unrecht freimüthig zu bekennen. Und reicht auch keiner der Beleidigten mir

die Hand, wendet auch kein Herz sich wieder zu mir, so habe ich doch gethan, was ich thun musste. Vergessen werde ich die unglückliche Begebenheit nie, doch von heute an mit minder Bitterkeit daran zurückdenken.“

Diese Erklärung machte hin und wieder einen günstigen Eindruck, aber nicht in dem von Kotzebue ersehnten Grade: Wohl schrieb ihm Zimmermann (6. März 1792, Hannover): „Ist die Geschichte gerichtlich geendigt, so wird diese Unvorsichtigkeit auch bald ganz vergessen sein, und das Andenken an die erste gute Absicht dabei wird in unseren Herzen und auch wohl im Gedächtniss manches andern guten Menschen bleiben“, und Meissner, Prag, 8. Mai 1792: „Als ich Ihren Brief erhielt, war Ihre Erklärung wegen Bahrdt noch nicht bis nach Böhmen gedrungen. Sie kam bald darauf, aber so äusserst sparsam, dass ich kaum eines Exemplares für mich habhaft werden konnte. Sie ist in einem Ton geschrieben, der Ihnen ziemt, und ich bekleidete mich, während ich sie las, auf einige Augenblicke mit dem gewissermaassen lächerlich klingenden Triumphe, einer von denen gewesen zu sein, die in der ersten Schrift sich gekränkt fanden. Ich würde dann ohne Anstand in einem öffentlichen Avertissement erklärt haben, dass ich versöhnt sei, und dass ich mich gewiss hinfort gegen Sie im bürgerlichen und literarischen Verstande betragen würde, als sei nie etwas Aehnliches vorgefallen.“ — Wohl waren auch einige öffentliche Urtheile nicht eben streng. „Diese sechs Bogen einnehmende Schmähschrift hätte wohl ungedruckt bleiben können und sollen“, sagt die „Salzburgische oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung“, 19. Juni 1791, Seite 120. Der Verfasser des Buches: „Ueber und an Herrn A. von Kotzebue“, Hannover und Reval 1792, meint: „Diese Schandschrift für etwas Wichtiges zu halten, sehe ich nicht ein. Haben doch in älteren und neueren Zeiten selbst Regenten sich

öffentlich pasquillirt sehen müssen, und man hat nicht so viel Lärms und Aufsehens darüber gemacht, als über diese Scharteke.... (Seite 35). „Schaden kann das übrigens seinem einmal festgegründeten guten Rufe gar nicht.“ — Aber die grosse Mehrzahl der öffentlichen Blätter und Gelegenheitsschriften sprechen ihr Anathema in einer Weise aus, deren Quintessenz sich in folgenden Zeilen wiederfindet: „Ueber A. von Kotzebue in den vorzüglichsten und interessantesten Verhältnissen etc.“ Frankfurt a. M. Lehrens'sche Buchhandlung. 1802. Seite 13: „Diesem höchst unüberlegten freundschaftlichen Wagestücke“ — (der Veröffentlichung des „Bahrdt“) — „dieser klugheitslosen Aufopferung und diesem Vergehn zur Folge ward Kotzebue denn nun auch freilich von allen Seiten nicht nur auf das immer nur Möglichste empfindlich mitgenommen, zur immerwährenden, unwandelbaren, unerschöpflichen Verantwortung gezogen, sondern auch, wo er nur immer war, lebte und webte, als Mensch und Dichter auf das Allerbitterste, Unglimpflichste und Strengste beurtheilt.... (Seite 83). Es kann diese Schmähschrift durchaus nicht nach den Grundsätzen der persönlichen oder individuellen Satyre beurtheilt werden. Sie redet eine zu vernehmlich beleidigende, oft der gemeinsten Pöbelhaftigkeit nur eigene Sprache, als dass sie der Anfechtung entgehen könnte. Sie ist nicht nur mehr beissend, als lachend, sie ist mehr mörderisch, als beissend.“

Da hatte Kotzebue wohl Recht, seiner Mutter aus Reval den 3. April 1792 zu schreiben: „Ich hoffe, Sie werden selbst eingestehn, dass noch nie ein Mensch wegen einer wahrlich gutgemeinten Unbesonnenheit so entsetzlich gestraft worden ist. Es wird lange dauern, ehe das Publikum diese Geschichte vergisst, und ich selbst werde der Letzte sein, der sie vergisst.... Etwas Aehnliches haben Sie gewiss nie wieder zu befürchten.“ — „Die Fehler, die Neid und Missgunst

mir zuweilen leihen", sagt er in einem andern Briefe, „werden Gott und die Nachwelt billiger richten." Was die Nachwelt betrifft, so hat er sich bitter getäuscht; von der gleich nach Kotzebue's Tode erschienenen Schrift Hartwig's von Hundt-Radovski bis zu den neuesten Auflagen sämmtlicher deutscher Literatur-Geschichten erzählt jeder Verfasser, oft in den hämischsten Ausdrücken, die Geschichte des Pasquills „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn". Dazu haben die Literarhistoriker das unbestrittene Recht; dass seit dem Erscheinen der unseligen Schrift neunzig Jahre verflossen sind, ist kein Grund, dieselbe zu beschönigen. Dass aber die Herren Richter den Beschuldigten verdammen, ohne, wie in Kriminal-Prozessen, die Akten zu durchblättern, um mildernde Umstände zu Gunsten des Delinquenten zu entdecken, mildernde Umstände, welche wenigstens irgend einen der demüthigenden und tiefbeleidigenden Ausdrücke, deren man sich verschwenderisch bedient, ersparen können, das ist noch keinem der Richter eingefallen.

Und doch glaube ich, dass es solche mildernde Umstände giebt. Wohl verstanden — mildernde — die Anklage selbst ist ja mit keiner Rhetorik aus der Welt zu schaffen.

Kotzebue war, als „Dr. Bahrdt etc." erschien, neunundzwanzig Jahre alt. Die grosse Unerfahrenheit der Jugend kann also nicht zur Erklärung seiner That angeführt werden, wohl aber eine Krankheit, die vier Jahre lang keinem Mittel weichen wollte und mit Anfällen tiefer Melancholie und einer sehr weitgehenden Reizbarkeit der Nerven verbunden war. Diese Worte werden vielleicht hier und da ein spöttelndes Lächeln hervorrufen — „Dr. Bahrdt" einem physischen Leiden entsprungen! — Wer jedoch einigermaassen geneigt ist, seinen Gesundheitszustand hypochondrisch zu beobachten, was Kotzebue stets that, wie wir noch an einer andern Stelle sehen werden, der weiss, wie

der daraus entstehende Gemüthszustand die unglaublichsten Abnormitäten zu gebären vermag. Und ist der ganz witzlose Inhalt der Schrift nicht auch ein Beweis, dass der Verfasser nicht in einem normalen Zustande war, als er sie schrieb? Den Witz gesteht ihm Jeder zu, — warum fehlt derselbe hier oder ist wenigstens sehr spärlich angebracht?

Wiederholte Reisen nach Pyrmont schafften nicht Genesung, aber wenigstens Linderung seiner Leiden, und diese verdankte er der umsichtigen Behandlung des Arztes Zimmermann aus Hannover. Kotzebue war besonders in der Zeit, wo ihn das Leben noch nicht so streng und bisweilen ungerecht in die Schule genommen, ein schwärmerisch ergebener Freund; in seinem Verhältniss zu Zimmermann trat noch die ganze, bei einem warmen Herzen so gewaltige Macht der Dankbarkeit hinzu; denn im Sommer 1790 hatte in dem Kranken das Leben begonnen mit erneuter Kraft durch die Adern zu fliessen. Dass in einem jungen Manne der Uebermuth sich leicht zu dem Gefühle der Genesung gesellt, hat wohl Mancher an sich selbst erfahren. In dieser Stimmung war Kotzebue, als er die Angriffe kennen lernte, die ein Theil der gelehrten Welt unaufhörlich gegen Zimmermann richtete; er las Bahrdt's berüchtigte Schmähschrift „Teutsch gesprochen", und augenblicklich beschloss er, seinen Freund zu rächen. Die Ausführung folgte dem Beschluss unmittelbar; das Pasquill erschien noch in demselben Jahre. Bei ruhigerem Blute hätte er es nie geschrieben, — das hat Kotzebue wiederholt selbst gesagt. Und warum sollte man ihm das nicht glauben? Warum lieber mit einer gewissen Genugthuung die Verderbtheit des erst neunundzwanzigjährigen Mannes als konstatirt hinstellen? Es wird doch sonst auch von Leuten, denen er antipathisch war, zugegeben, dass er kein schlechter Mensch war. Und hat er nicht seine Reue öffentlich ausgesprochen, wie wir oben gesehen?

Die Reue kam zu spät, wird man sagen; warum hat Kotzebue nicht gleich die Autorschaft eingestanden? — Gewiss hat er darin Unrecht gehabt. Auch das lässt sich nicht entschuldigen, sondern nur erklären. Er war früh ein berühmter Mann geworden; auch ausserhalb der Grenzen Deutschlands nannte das Publikum seinen Namen mit jener Achtung, die ihm seine Stücke „Menschenhass und Reue“ und „die Indianer in England“ erworben. Auch die Presse behandelte ihn damals ganz anders, als sie es später gethan. Dass er einen grossen Theil dieser Achtung einbüssen musste, wenn er sich als den Verfasser der Schmähschrift „Dr. Bahrdt etc.“ nannte, war zweifellos. Dazu hätte sicher, in seinen Verhältnissen, ein heroischer Charakter gehört, und einen solchen hatte er nicht. „Ich bin oft von den Menschen gemissbraucht und irre geleitet worden“, sagt er in einem Briefe an seine Mutter. Auch in dieser unseligen Geschichte hatte fremder Einfluss einen Antheil, der nicht zu unterschätzen ist. Hauptsächlich liegt wohl aber die Erklärung der Möglichkeit, etwas so Unerhörtes zu verfassen, in der Zeit, in welcher Kotzebue seinen „Bahrdt“ schrieb. In dieser Hinsicht kann man sagen, dass sein Pasquill ärger ist, als alle anderen, aber Vorbilder konnte er finden, wo er wollte; arg genug haben es auch seine Zeitgenossen getrieben. Damit darf sich freilich Niemand reinwaschen; der Trieb, sich von den Schlacken zu befreien, es besser zu machen als die Zeitgenossen, nur dem Edlen nachzustreben, müsste jeden Schriftsteller beseelen, — aber nur wenige sind befähigt, durch eigene Kraft eine neue Zeit zu schaffen! Kotzebue hat diese Kraft damals nur in beschränktem Maasse gehabt. Und ist dies der Fall, so tritt daraus die allzugrosse Strenge der Verurtheilung hervor. „Er war ein Produkt seiner Zeit“, sagt man. „Er richtete sich in allem, was er schrieb, nach dem Geiste des Publikums.“

Dass nun die Zeit, in welche der Beginn seines schriftstellerischen Wirkens fällt, in der That der Art war, dass man sie die Zeit der literarischen Skandale und der Freude des Publikums an denselben nennen konnte, bedarf wohl keiner weiteren Beweise. Wer die Publikationen der letzten zwanzig Jahre des vorigen Jahrhunderts und des Beginns des neunzehnten auch nur flüchtig durchblättert hat, kennt die unzähligen Fehden, die in Broschüren und Journalen, oft in der unwürdigsten Weise, durchfochten wurden. Ich will den Leser mit einer Aufzählung derselben nicht ermüden. Kotzebue hat manches dergleichen über sich ergehen lassen müssen; zum Schluss wurde ihm 1819 die anonyme Schrift „Der vertheidigte Kotzebue“ auch noch gleichsam ins Grab geworfen, eine Schrift, die zu den traurigsten Machwerken gehört. Und bis nah an unsere Tage heran dauert in einzelnen Kreisen das Vergnügen fort, Skandalgeschichten zu lesen, sogar über die grössten Männer Deutschlands, sonst würden Sachen nicht erscheinen wie: „Das Büchlein von Goethe, herausgegeben von Mehreren, die in seiner Nähe lebten“, 1832; — „Das .....gemeine Leben Goethe's (Aufsatz der Schlesischen Volkszeitung, Sommer 1874)“; — „Goethes Jugend, eine Culturstudie von Bäumgärtner, Freiburg. 1880.“ — und viele andere.

Hiermit wäre der Gegenstand erschöpft, wenn ich nicht noch eine traurige Folge des oftgenannten Pasquills zu verzeichnen hätte. Einer der geachtetsten deutschen Literarhistoriker ist von der Voraussetzung ausgegangen, dass man einem Schriftsteller, der den „Dr. Bahrdt“ schreiben konnte, auch Anderes aufbürden dürfe. August Koberstein sagt, „Geschichte der deutschen National-Literatur“, fünfte Auflage, Theil 2, Seite 877: „Im Herbste des Jahres 1803 ging Kotzebue von Berlin fort, mit Hinterlassung eines schändlichen Pasquills auf Goethe, die beiden Schlegel und Falk: ‚Die Expektorationen. Ein Kunstwerk und zu-

gleich ein Vorspiel zum Alarcas.'" Zur Bekräftigung seiner Angabe citirt er aus dem „Freimüthigen", 1803, die Nummern 181, 189 und 204, und aus der „Zeitung für die elegante Welt", 1803, die Nummern 143 und 148.

Alle diese Artikel in extenso wiederzugeben, würde ermüdend sein — ich begnüge mich mit der Quintessenz derselben. Kotzebue schreibt aus Paris, er höre, dass man ihn als den Verfasser einer Schrift nenne, die er nicht kennt, und behält sich vor, nach seiner Rückkehr mehr darüber zu sagen. Das nimmt die „Zeitung für die elegante Welt" als Verleugnung der Urheberschaft, erinnert an die Winkelzüge bei Gelegenheit des „Dr. Bahrdt" und führt als Beweis an, „mehrere Berliner Buchhändler, die genannt werden dürfen, haben Kotzebue ganz bestimmt für den Verfasser der „Expektorationen" erklärt, unter anderen der Verleger der Schrift, Buchhändler Quien." Nun aber erschien Anfang 1804 eine Erklärung des Letzteren, er habe das Manuskript nicht von Kotzebue, was den ganzen Bau der Anklage über den Haufen wirft. Diese Erklärung führt Koberstein nicht an, eben so wenig wie einen Artikel in der „Grille", dritter Band, Königsberg 1812, Seite 18. Kotzebue sagt darin in Betreff der „aufgewärmten Sage", dass er der Verfasser der Flugschrift „Die Expektorationen" sei, und dass der Verleger derselben, Quien, selbst versichert habe, dass er das Manuskript aus seinen Händen empfangen: „ich besitze doch von eben diesem Buchhändler Quien noch ein schriftliches Bekenntniss, dass er es nicht von mir erhalten."

Die „Expektorationen" sind längst vergessen, und ich hätte sie nicht berührt, wenn die Schrift nicht in einem der geachtetsten literarhistorischen Werke Anlass zu einer in ehrenrührigen Ausdrücken abgefassten und falschen Beschuldigung Kotzebue's gegeben hätte.

II.

Goethe und Kotzebue.

(Von dem Freiherrn Woldemar von Biedermann.)

Wie das Menschenleben erst interessant wird, wenn man hineingreift um es zu packen, so wird man auch über geschichtliche Begebenheiten und Verhältnisse oft anders urtheilen lernen, wenn man sich die Mühe nimmt, sie nach den Quellen kennen zu lernen, sie nach ihren Beziehungen im Einzelnsten zu prüfen und sie zu reinigen von Vorurtheilen allgemeiner Auffassung. Gewöhnlich leitet bei geschichtlichen Urtheilen die Darstellung eines maassgebenden Schriftstellers, oder ein letzter bedeutender Vorgang oder der, vielleicht von hinzutretenden Zufälligkeiten abhängige Erfolg. Ein in äusserlich glaubhafter Weise ausgesprochenes Urtheil setzt sich aber fest, weil es so bequem ist, mit landläufigen Begriffen zu hantieren.

Nur Oberflächlichkeit kann die Revision geschichtlicher Darstellung durch die Ergründungen von Einzelheiten gering schätzen. Mag man es werthlos finden, Personen in volles Licht zu stellen, an deren Namen die Geschichte schweigend vorübergegangen ist, oder Vorgänge aufzudecken, die ohne Folge geblieben sind, so wird man doch das verdienstliche Unternehmen Desjenigen nicht schmälern dürfen, welcher Personen

oder Begebenheiten, die bereits in der Geschiche genannt werden, von Fälschungen frei macht; denn wenn geschichtlich Genanntes falsch dargestellt wird, so fälscht dies die ganze Geschichte. Man hat nur die Wahl, zu übergehen oder wahr zu sein.

Es mag dahingestellt bleiben, aus welchen Ursachen solche falsche Darstellungen entstehen; sie sind oft ganz unbeabsichtigt und zufällig; aber von Haus aus kann man jede Darstellung mit Misstrauen betrachten, bei welcher Parteiungen in Frage kommen. Das ist noch der günstigere Fall, in dem gilt:

„Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;“

aber es giebt auch Personen und Verhältnisse, welche eine bestimmte Parteiströmung so ganz in Beschlag genommen zu haben scheint, dass der Unbefangene dagegen gar nicht zu Worte kommt.

Eine Person dieser Art ist Kotzebue. Derselbe ist nicht nur durch seine eigenen Leistungen, sondern auch durch seine Beziehungen zu Goethe in den Vordergrund der Literatur gerückt. Nur in letzterer Hinsicht soll er uns hier beschäftigen.

Für die Goetheforschung ist es zunächst geboten, seine Persönlichkeit sich so zur Anschauung zu bringen, wie Goethe sie aufgefasst hat, um sein Verhalten gegen Kotzebue recht zu verstehen; denn bei nur oberflächlicher Anschauung finden wir leicht die Bedeutung, die Goethe ihm beilegte, einerseits, nicht nur mit dem absprechenden Urtheil mancher Literarhistoriker über den Genannten, sondern auch mit Goethe's eigener Zurückhaltung gegen ihn andererseits in auffälligem Widerspruch. Es scheint der Fluch auf allen Gegnern Goethe's zu lasten, dass sie nur als Thersiten im Andenken der Nachwelt fortleben. Aber um zu richten, müssen wir gehört haben!

Oberflächlich weiss alle Welt, dass Goethe und Kotzebue keineswegs Arm in Arm ihres Weges wan-

delten, obwohl beide Weimar angehörten, obwohl das Leben des letzteren von dem des ersteren ganz umschlossen war, obwohl beide Ruhm genossen, obwohl nicht nur Kotzebue Goethe, sondern dieser auch jenen in seinen Leistungen hochstellte, und obwohl sie in regem literarisch-geschäftlichen Verkehr standen. Der Ruhm, den beide theilweise auf demselben Gebiet errangen, war allerdings ein verschiedener; eng war bei Lebzeiten beider der Kreis, in dem der Eine gewürdigt und verehrt wurde, und in diesem Kreis genoss der Andere geringen Ansehens; aber ihn entschädigte die zahllose Menge seiner Bewunderer, in denen der Erstere kaum dem Namen nach bekannt war.

Warum Goethe und Kotzebue auf gespanntem Fusse standen, weiss man ebenfalls annäherungsweise ziemlich allgemein, aber der Ursprung dieses Verhältnisses im Einklang mit den Thatsachen ist meines Wissens noch nicht nachgewiesen. Zu Trübung der letzteren hat beigetragen, dass der Weimarer Stadtklatsch dieselben auf seine Weise behandelte, sowie dass Goethe darüber erst nach mehr als zwanzig Jahren geschrieben und sich dabei auch einigermaassen geirrt hat oder wenigstens entstellten Thatsachen nicht zu widersprechen scheint. Und nun glaubt jeder Literarhistoriker oder wer sonst über diese Verhältnisse schreibt, eine andere Wendung, einen anderen Ausdruck, als seine Vorgänger wählen, eine Lücke anders ausfüllen zu sollen und dadurch ist es gekommen, dass mitunter die Beziehungen zwischen Goethe und Kotzebue so dargestellt werden, dass das Falsche dabei das Wahre überwuchert.

Darum, und weil gewisse Vorgänge, auf welche hier hingedeutet wird, in jeder einigermaassen ausführlichen Lebensgeschichte Goethe's erwähnt werden, ist es Aufgabe der Goetheforschung, dieselben in ihren Ursachen und Folgen so weit möglich urkundlich festzustellen.

Als Goethe nach Weimar kam, zählte Kotzebue zwölf Jahre; er war ein aufgeweckter Knabe — hatte er doch schon in seinem siebenten Jahre Verse gemacht, die Aufmerksamkeit erregten — und Goethe, mit dessen Mutter und Schwester befreundet, hatte daher seine Freude an ihm, liess ihn theilnehmen an dem in seinem Garten veranstalteten Ostereiersuchen, gestattete ihm Sprenkel darin zu stellen, beachtete seine kindlichen Bühnenstücke, übertrug ihm eine Rolle in seinem Drama „Die Geschwister", ermahnte ihn aber zugleich in väterlicher Fürsorge zum Fleiss. Davon erzählt Goethe sowohl in einem vielleicht im Frühjahre 1817 geschriebenen Aufsatz, der nach seinem Tode als Nachtrag zu den Tag- und Jahresheften veröffentlicht wurde, als auch Kotzebue in „Mein literarischer Lebenslauf".

Und als nun der Knabe Mann geworden war und sich den Beruf des Schriftstellers erwählt hatte, da erkannte Goethe bereitwillig und freudig seine Vorzüge an. Er sagt darüber in jenem Aufsatz: „Gehe ich nun seine schriftstellerischen Wirkungen durch, so vergegenwärtige ich mir mit Vergnügen heitere Eindrücke einzelner Stellen, obschon nicht leicht ein Ganzes, weder als Kunst-, noch Gemüthsproduct, weder als das, was es aussprach, noch was es andeutete, mich jemals anmuthen und sich mit meiner Natur vereinbaren konnte. Sehr grossen Vortheil dagegen hat mir seine literarische Laufbahn in Absicht auf Uebung des Urtheils gebracht, welches wir am eigentlichsten durch die Productionen der Gegenwart zu schärfen vermögend sind. Er hat mir Gelegenheit gegeben manche andere, ja das ganze Publikum kennen zu lernen, ja, was noch mehr ist: ich finde noch öfter Anlass, seine Leistungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen kann, gegen überhinfahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen."

Ein Beispiel solcher Vertheidigung erzählt Riemer

in dem Aufsatz „Goethe am Hofe zu Weimar“ in „Berühmte Schriftsteller der Deutschen“, wonach Goethe — anscheinend 1805 oder bald darnach — geäussert hat: „Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's schon zeigen, dass mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde.“ Nach den „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Kohlrausch hatte Goethe — in den Pfingstferien 1809 — den Bemängelungen Kotzebue's entgegengehalten: wenn derselbe den gehörigen Fleiss auf Ausbildung seines Talentes und auf Ausarbeitung seiner Bühnenstücke verwandt hätte, hätte er unser bester Lustspieldichter werden können. Auch das Sentimentale habe er in seiner Gewalt und wisse die Zwiebel, mit der man den Leuten das Wasser aus den Augen locke, wie wenige zu gebrauchen.

Einige Wochen später fällt die Bemerkung, die Riemer als Tischrede Goethe's mittheilt: Kotzebue sei wie einer der auf dem Seile tanze; es schnelle ihn empor, aber er betupfe es doch, das sei nicht zu leugnen; er betupfe das Publikum, wenn es ihn auch wieder fahren lasse, und er komme immer wieder darauf zurück; er habe sich doch auf dem Seil erhalten vom ersten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancirstange auf die Erde gestossen. Andere wären heruntergefallen; Iffland sei viel zu schwer aufgetreten, Werner sei zu ungeschickt gewesen.

Gelegentlich seiner weiter unten zu erwähnenden Bearbeitung Kotzebue'scher Bühnenstücke schrieb Goethe am 17. März 1817 an Knebel:

„Indem ich nun diese Exercitien eines vorzüglichen, aber schluderhaften Talentes corrigire, lern' ich es immer mehr kennen und will einmal zur heiteren Stunde zu eigner und der Freunde Satisfaction meine Gedanken ordnen und schriftlich aufsetzen. Es ist wohl der Mühe werth, den Widerstreit, in welchem er mit sich selbst, mit der Kunst und mit dem Publikum sein Leben zubringt, klar auszusprechen und ihm selbst sowie denen

er gefällt oder missfällt, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; denn er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor."

Noch später, in den Gesprächen mit Eckermann in den zwanziger Jahren hatte Goethe höchst anerkennende Worte über Kotzebue's Begabung für Bühnendichtung. Am 25. October 1823 sagte er mit Bezug auf ihn: Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muss schon etwas sein. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky: die bürgerlichen Scenen gelangen auch diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so ward es nichts.

Am 24. November 1824: Die Franzosen thun sehr wohl, dass sie anfangen, unsere Schriftsteller zu studiren und zu übersetzen; denn beschränkt in der Form und beschränkt in den Motiven, wie sie sind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als sich nach aussen zu wenden. Mag man uns Deutschen eine gewisse Formlosigkeit vorwerfen, allein wir sind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterstücke von Kotzebue und Iffland sind so reich an Motiven, dass sie sehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht sein wird.

Vom 29. März 1831 theilt Riemer die Aeusserung von Goethe über Kotzebue mit: Ich las „Die Indianer in England" und bedachte das Talent dieses merkwürdigen Mannes.

In dem Aufsatz von 1802, „Weimarisches Hoftheater", wie im Gespräch mit Eckermann am 30. März 1824 äusserte Goethe, dass man Kotzebue's Possen meist ungerecht beurtheile, einerseits weil man die Schauspielgattungen nicht zu unterscheiden verstehe, andererseits weil die Schauspieler sie nicht spielen könnten.

In einer anderen Richtung hob Goethe in dem vorgedachten Aufsatz von 1802 Kotzebue's Leistungen im rhythmischen Drama hervor und nannte neben den eigenen Uebersetzungen des „Mahomet" und „Tancred" sowie Schiller's „Macbeth" und „Maria Stuart" auch Kotzebue's „Octavia" und „Bayard" als Bühnenwerke, welche die Ausbildung rednerischer Declamation der Schauspieler förderten. „Octavia" hatte Goethe in der Handschrift aufmerksam durchgegangen und in Gemeinschaft mit Schiller erwogen, wie sich aus des letzteren Brief an Goethe vom 10. December 1799 ergiebt, worin es nach einer sehr einschneidenden Kritik heisst: „Es bleibt also bei unserm gestrigen Ausspruch: der rednerische Theil ist brav, der poetische und dramatische insbesondere wollen nicht viel heissen." Das Urtheil wurde durch folgende Zuschrift, die wohl an Kirms gerichtet war, Kotzebue'n schonend kundgegeben.

> Der Verfasser der „Octavia" verzeihe, wenn das Stück etwas länger zurückgehalten wurde. Es musste die Frage entstehen: ob bei einer Vorstellung die poetischen und besonders rednerischen Verdienste dieses Trauerspiels sowie die angenehme Sprache, durch welche überall ein gebildeter Geist durchblickt, den Mangel dramatischer Eigenschaften übertragen könnten, welchen man darin zu sehen glaubte. Ich wollte nicht allein entscheiden und daher ist die Rücksendung verzögert worden.
>
> Weimar, am 12. December 1799.
>
> J. W. v. Goethe.

„Octavia" kam dann erst am 10. Januar 1801 zur Aufführung.

Freilich konnte es nicht fehlen, dass Goethe auch über Kotzebue's Rührseligkeit scherzte; so nachdem er am 30. Juni 1806 zu Asch in Böhmen die „Hussiten vor Naumburg" mit angesehen hatte und meinte, er könne auf Kotzebue anwenden: Und hätte ich Flügel

der Morgenröthe und flög' an die äussersten Enden der Erde, so würde seine Hand mich doch treffen. Kotzebue speise eine Menge Menschen ab, die wie hungrige Raben auf ihn warteten. Am 3. April 1823 äusserte er gegen Soret: seine Kinder freuten sich, im Theater sich einmal satt weinen zu können, wie dies Tags zuvor in einem Stück von Kotzebue der Fall gewesen sei.

Freilich auch Tadel sprach Goethe gegen Kotzebue's Bühnenwirksamkeit aus. Als ein solcher ist es z. B. aufzufassen, wenn er im März 1824 dem Staatsrath Schulz schreibt, dass er sich in eine Production, wie Immermann's Schauspiel „Die Brüder", nicht mehr zu finden wisse; Iffland und Kotzebue spukten durch das Ganze. Oder wenn er am 29. Januar 1826 im Gespräch mit Eckermann, Molière preisend, unter Anderem bemerkt: er beherrsche die Sitten seiner Zeit, wogegen Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen hätten beherrschen lassen und darin beschränkt und befangen gewesen seien.

Indessen verschwinden solche Worte des Tadels gegen die der Anerkennung des Dramatikers. Kotzebue war schon dem Bühnenleiter Goethe eine zu werthvolle Erscheinung, als dass er ihm nicht hätte dankbar zugethan sein sollen. Er spricht das unumwunden aus in dem schon gedachten Aufsatz „Kotzebue" (Hempelsche Goetheausgabe, Theil 27, Abs. 878 I), sowie in dem Anhang zur „Campagne in Frankreich", der „Weimar vom December 1792 bis zum April 1793" überschrieben ist. Nachzuweisen, in wie zahlreichen Stellen Goethe der Aufführung Kotzebue'scher Stücke in den „Tag- und Jahresheften", in Briefen und sonstigen Niederschriften gedenkt, wäre zwecklos. Es genügt, zu erwähnen, dass schon 1791, in den ersten acht Monaten von Goethe's Bühnenleitung, sieben dieser Stücke, und während seiner ganzen Amtsführung bis 1811 neunundsechzig, also ein Drittel sämmtlicher

Bühnenwerke Kotzebue's, in 410 Vorstellungen, folglich 16 Jahre lang im Durchschnitt jährlich mehr als 25 Stücke von Kotzebue, darunter 4 neue, bei jährlich nur etwa 200 Vorstellungen aufgeführt wurden.

Ausser durch seine Fruchtbarkeit war Kotzebue aber zugleich durch seine Uneigennützigkeit der Weimarer Bühne werthvoll. Wie aus Goethe's Brief an Kirms vom 27. April 1799 sich ergiebt, überliess ihr Kotzebue die Handschriften seiner Schauspiele zur Aufführung ohne andere Vergütung, als ein etwa die Kosten der Abschrift deckendes Geschenk an Kotzebue's gebrechlichen Bruder. Nur nach den späteren Zerwürfnissen fand zufolge Briefs von Goethe an Zelter vom 15. December 1808 Bezahlung statt, wofern man nicht die Darstellung aussetzte, bis die Stücke gedruckt waren, welchenfalls nach damaligem Rechte der Dichter von keiner Bühne, die sie sich aneignete, eine Vergütung fordern konnte.

Goethe fühlte sich jedoch zuweilen bewogen, in Kotzebue's Arbeiten mehr oder weniger einzugreifen. Ein hervorragender Fall war die Umgestaltung der dramatischen Legende „Der Schutzgeist", aus sechs Aufzügen und einem Vorspiel bestehend, in gereimten jambischen Fünffüsslern gedichtet. Hören wir darüber Goethe selbst! Am 23. Februar 1817 schrieb er an Zelter:

„Den leeren Raum zu nutzen, will ich Dir vertrauen, dass ich mich seit vollen vierzehn Tagen Tag und Nacht — wenn das letztere viel bei mir sagen will — mit einer Arbeit beschäftige, die Du mir nicht zutraust. Ich redigire nämlich Kotzebue's „Schutzgeist". Sie hatten ungeschicktester Weise das Stück zu der Grossherzogin Geburtstag in extenso gegeben; es dauerte bis halb 11 Uhr; Hof und Stadt protestirten gegen seine Wiedererscheinung. Weil aber die darin zusammengestoppelten Motive doch manches Interessante haben, gerade wie es die Leute wünschen, so fuhr ich herein und machte den Schutzgeist des „Schutz-

geistes“. Er bleibt mit auf dem Repertorium, und schon dadurch ist meine Mühe reichlich belohnt.“

Wieder an Zelter am 9. März:

„Wenn Dir, mein Theuerster, Frau Fama oder Fabula Nachricht von Krankheit gebracht hat, die mich soll befallen haben, so mochte sie veranlasst sein dadurch, dass ich seit vier Wochen kaum aus dem Hause gekommen bin und wirklich an dem seltsamen Unternehmen krankte, wovon ich Dir schon gemeldet habe: an der Bearbeitung des „Schutzgeistes“ nämlich für unser Theater. Gestern bin ich nun von diesem Uebel genesen, wie Du aus beiliegendem Anschlagzettel siehst, mit welchem Du der Frau Historia ein Geschenk machen kannst. Was Du aber auf dem Zettel nicht liesest, ist das glückliche Gelingen. Ich habe bei meiner Redaction nur das Wirksame behalten und das Nothwendige in die Enge gebracht, die langen ausführlichen Erzählungen zu kurzen, kräftigen Darstellungen umgeschrieben, die matten Verse überarbeitet und die Lücken, die ich mit grausamer Scheere hineingeschnitten, wieder zusammengefügt und übermalt, sodass es jetzt ein interessantes, glatt hintereinander weggehendes Stück und beinahe um eine Stunde kürzer geworden.“

Eine fernere Mittheilung Goethe's über seine Bühneneinrichtung des „Schutzgeist“ ist die schon oben angeführte vom 17. März 1817; vielleicht hatte derselbe auch seiner Freude an Kotzebue's, aus diesem Schauspiel hervorleuchtenden Begabung schon bald nach dem Erscheinen des „Schutzgeist“ (1815) in dem, mit Februar 1816 bezeichneten, durch eine sonstige Veranlassung wenigstens noch nicht überzeugend erklärten Gedicht Ausdruck verliehen:

Natur gab Dir so schöne Gaben,
Als tausend and're Menschen nicht haben,
Sie versagte Dir aber den schönen Gewinnst,
Zu schätzen mit Freude fremdes Verdienst.

Könntest Du Dich Deiner Nachbarn freuen,
Du stelltest Dich ehrenvoll mit in den Reihen;
Nun aber hat Dich das Rechte verdrossen
Und hast Dich selber ausgeschlossen.

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner,
So darf er es nicht anders sagen:
Du kannst ihn bei'm jüngsten Gericht verklagen.

Dr. Müller erzählt in „Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniss zum Ausland und Scheiden", dass Goethe in den Irrreden seines Todeskampfes eine Kotzebue'sche Handschrift verlangt und man dies auch nur für ein Wahngebilde gehalten, nachher aber erkannt habe, dass er den von ihm bearbeiteten „Schutzgeist", — „ein Stück, das er sehr liebte", fügt Müller hinzu — meinte, womit er sich in den letzten Tagen beschäftigte und dessen Handschrift er seinem Enkel Wolf geschenkt hatte.

Diese vier Wochen hindurch ununterbrochen fortgesetzte Bemühung, um ein, nur seiner Längen wegen von der Bühne auszuschliessendes Schauspiel derselben zu erhalten, beweist mehr als alle Erklärungen für Goethe's Schätzung des Dichters. Andererseits lassen diese Nachrichten aber den vollkommenen Mangel an Verständniss für das berechtigte Verlangen des deutschen Volkes an bekannter Stelle tief beklagen, welcher Mangel Ursache ist, dass solche bedeutende Arbeiten Goethe's ihm noch vorenthalten bleiben. Kaum hatte Goethe den verbesserten „Schutzgeist" zu Stande gebracht, so ging er daran, das einactige Lustspiel in Alexandrinern „die Bestohlenen" ebenfalls für die Weimarer Bühne einzurichten. Er spielt darauf im Brief an Knebel vom 17. März 1817 an; der dort nicht genannte Name des Stückes ergiebt sich aus der Chronologie Goethe'scher Schriften, welche der von Riemer und Eckermann besorgten Quartausgabe der Werke Goethe's angehängt ist. Diese Bearbeitung kann indessen nicht von grossem Belang gewesen sein.

Einige noch andere, an sich unerhebliche Aenderungen, die Goethe früher in einem Lustspiele Kotzebue's vorgenommen hatte, sind zu einer gewissen Berühmtheit gelangt, weil sie Goethe selbst infolge eines Gedächtnissirrthums mit einem allerdings fast gleichzeitigen Vorgang in Zusammenhang gebracht hat, der in den Beziehungen zwischen Goethe und Kotzebue entscheidend geworden ist. Deshalb und da bisher eine richtige und zusammenhängende Darstellung dieses Eingreifens von Seite Goethe's in Kotzebue's Bühnendichtung fehlt, die Actenstücke aber an verschiedenen, nicht allgemein zugänglichen Stellen aufzusuchen sind, soll eine zuverlässige und ausführliche Darstellung gegeben werden.

Goethe hatte es sich zum Gesetz gemacht, in Bühnenstücken keine solche Anspielungen auf Personen und Zustände, welche Anstoss in den nächsten Kreisen erregen könnten, bei der Aufführung in Weimar stehen zu lassen, befindendenfalls in dieser Weise anstössige Stücke gar nicht vorzuführen. Er spricht das wiederholt aus: so bei dem im Folgenden zu erzählenden Vorfall in den „Tag- und Jahresheften" (Hempel'sche Ausgabe, Abs. 288); hiernächst ebenda in Bezug auf ein eingesandtes Stück „Der Schädelkenner" (Abs. 350 ff.); dann in einem Briefe an Eichstädt vom 16. November 1805; ferner in einem Promemoria vom 5. Januar 1812 (Grenzboten, Jahrgang 33, erster Band, S. 207 ff.); endlich in einem Brief vom 4. Mai 1814 (Grenzboten, Jahrgang 38 zweiter Band, S. 201 ff.).

Nach diesem Grundsatze verfuhr Goethe denn auch, als Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" zur Aufführung kommen sollten. Die hauptsächlichsten Aenderungen, die er darin vornahm, waren nachstehende:

Kotzebue.	Goethe.
I. Act, 5. Scene.	
Staar. Räuber müssen es sein, Banditen!	Zauberer müssen es sein, Hexen!

Kotzebue.	Goethe.
Staar. Sperling ist kein übler Dichter, besonders weiss er mit Sonetten umzuspringen; da müssen die Reime herbei, und sollte er ihnen alle Haare ausraufen.	Sperling und ich, wir üben uns Abends im Schauerlichen und probiren um die Wette, wer den andern zu fürchten machen kann. Da sollten Sie hören, was Sperling für köstliche Einfälle hat.
Staar. Er, der die neuere Aesthetik studirt, könnte alle Tage Collegia darüber lesen.	Alles gelingt ihm, was er nur angreift.
I. Act, 7. Scene.	
Bürgermeister. Schreibt allerlei poetische Exercitia.	Hat die schönsten Anlagen zum Schriftsteller.
IV. Act, 2. Scene.	
Sabine. Herr Sperling macht wol noch gar ein Sonett auf mich.	— — — ein Gedicht auf mich.
Olmers. Nichts als Räuber, Banditen, romantische Dichtungen und fromme Almanache.	(Gestrichen.)
Sabine. Wir lesen Wieland und Engel nicht mehr.	(Gestrichen.)
Olmers. Morgen will ich die Kraftgenies loben, ärger als sie sich selbst.	Morgen will ich das Unnatürliche loben.
Sabine. Das möchte Ihnen schwer werden.	(Gestrichen.)
Olmers. Um Ihren Besitz wage ich das Schwerste.	Um Ihren Besitz handle ich wol auch einmal gegen meine Natur.
IV. Act, 6. Scene.	
Staar. Herr Olmers bildet sich viel auf seine philosophischen Floskeln ein.	Herr Olmers bildet sich viel auf seine grossstädtischen Redensarten ein.
IV. Act, 10. Scene.	
Staar. Ich habe ihr dann und wann einen Banditen oder so ein Ungethüm zugesteckt. . . . Auch wol ein neues geistliches Lied nach Jakob Böhm; daran hat sie sich erbaut.	Ich habe ihr dann und wann einen Wagehals zugesteckt; daran hat sie eben gelernt, wie man sich auf und davon macht.

Kotzebue.	Goethe.
IV. Act, 11. Scene.	
Sperling. Was soll nun werden aus meinen Kunstwerken? Ein Sonett hab' ich gedichtet auf die Delinquentin und ein Triolett auf den Galgen, den dreibeinigten.	Wozu meine Vorbereitungen, meine schönen Gedichte?
Bürgermeister. Ich wollte, dass Ihr alle daran hingt.	(Gestrichen.)
IV. Act, 12. Scene.	
Sperling. Warte nur! Eine Ehrenpforte will ich Dir schreiben, ein Kunstwerk!	Warte nur! Eine Strohkranzrede sollst Du haben. Eine Strohkranzrede ist eine schöne Gelegenheit, der ganzen Gesellschaft etwas abzugeben. Sie können sich in Acht nehmen! (Gleichsam gegen das Publicum:) Sie können sich sämmtlich in Acht nehmen!
Klaus. Wer weiss, hinter welchem Zaune das Weib jetzt sitzt und an meinen Würsten schmausst.	
Sperling. Herr Klaus! Komm' Er hinauf zu mir. Ich will Ihm mein Triolett auf den Galgen vorlesen.	
Klaus. Ei, ich habe den Teufel von Ihrem Trio! Schaffen Sie mir meinen Schinken. (Geht fort.)	
Sperling. (allein). Ganz umsonst kann ich es doch nicht geschrieben haben. Wenn nur der Nachtwächter käme! (Zu dem Publicum mit süsser Höflichkeit:) Ist denn keiner, der sich herauf bemühen möchte, mein Triolett zu hören.	
(Vorhang fällt.)	Ende.

Diese Aenderungen nahm Goethe vor, weil er die betroffenen Stellen als Sticheleien theils auf Schlegel, theils auf Vulpius erkannte. Als Kotzebue darüber von Goethe mündliche Mittheilung erhalten hatte, wandte er sich deshalb schriftlich an den Theatersekretär Kirms. Den Brief hat Ludecus in „Aus Goethe's Leben" abdrucken lassen, ohne Datum, aber wahrscheinlich am 24. Februar 1802 geschrieben, da zwei Tage vorher Goethe von Jena auf einen Tag nach

Weimar gekommen war und Kotzebue der Rücksprache mit Goethe gedenkt.

„Ich habe die Veränderungen des Herren Geheimen Rathes von Goethe durchgelesen, und ob ich gleich schon alles für Weimar irgend nur Anstössige weggestrichen zu haben glaubte, so billige ich doch mit Vergnügen, um dem Herren Geheimen Rath einen neuen Beweis meiner Hochachtung zu geben, alle diejenigen Veränderungen, welche derselbe auf den Bogen 3, 5, 10, 13, 19, 20, 29 (zum Theil) und 32 zu machen für gut gefunden.

Dagegen wünsche ich, dass folgende Stellen stehen bleiben:

‚nichts als Räuber, Banditen, romantische Dichtungen und Almanache'

weil diese Stelle durchgehends nur Gattungen und keine Individuen bezeichnet. Ferner:

‚Morgen will ich die Kraftgenies loben, noch ärger, als sie sich selbst etc.'

weil diese Stelle doch wol keine ausschliessliche Anwendung leidet. Ferner:

‚Ein geistliches Lied von Jakob Böhme'

weil ein Lustspieldichter sich diesen wieder auflebenden Unsinn nicht kann rauben lassen, und weil diese Stelle bloss die Thorheit angreift. Ferner:

‚Ein Sonett hab' ich gedichtet und ein Triolett auf den Galgen, den dreibeinigten'

weil es unzählige Dichterlinge giebt, die schlechte Sonette und Triolette machen. Endlich der Schluss:

‚Eine Ehrenpforte will ich Dir schreiben etc.'

weil ich theils innigst überzeugt bin, dass weder der Herr Geheime Rath, noch sonst irgend ein Mitglied des weimarischen Publikums ein gewisses, gegen mich geschriebenes Pasquill in Schutz nimmt, theils die sehr leise Assistenz die Grenzen des Schicklichen keineswegs überschreitet, endlich auch der Verfasser der ‚Ehrenpforte' sich namentlich dazu bekennt und

sie als ein Kunstwerk aufgestellt hat, folglich durch Erwähnen derselben sich nicht beleidigt finden kann.

Ich schmeichle mir, dass der Geheime Rath diese meine Beharrlichkeit nicht übel deuten, sondern mir erlauben werde, diese Stellen wiederherzustellen. In der That muss ich bei der Gelegenheit nochmals wiederholen, was ich vorgestern ihm selbst zu sagen die Ehre hatte, dass wenn es auf dem weimarischen Theater nicht unschicklich war, einen Charakter wie den der Gurli in Gegenwart des Verfassers zu parodieren und als abgeschmackt darzustellen, ja sogar die Scene ausdrücklich hineinzulegen, es noch weniger anstössig sein kann, einige Thorheiten zu züchtigen, die von dem bei weitem grössten Theil des Publikums dafür anerkannt sind und deren Darstellung nicht, wie jene der Pseudo-Gurli, einen Einzelnen, noch dazu Gegenwärtigen zur Schau stellt, sondern nur die Thoren überhaupt geisselt.

Sollte mein Wunsch und meine Hoffnung mich dennoch täuschen, so würde ich, obzwar ungern, dem Vergnügen entsagen müssen, meine Stücke auf dem hiesigen Theater aufgeführt zu sehen, und für diesen Fall habe ich die Ehre, Ihnen zugleich den Carolin zurückzusenden, den Sie so gütig waren, meinem Bruder zu schicken. Versichern Sie dem Herrn Geheimen Rath meine Verehrung und theilen Sie ihm womöglich dies Billet im Original mit."

Letztere Bitte wurde erfüllt und ebenso erhielt Kotzebue von Kirms das Original der ihm zugegangenen Antwort Goethe's. Sie lautet:

Es thut mir leid, dass ich in der Angelegenheit der „Kleinstädter" nicht von der Meinung des Verfassers sein kann, und weil man sich in solchen Fällen selten vereinigt, so will ich meine Ueberzeugung hierüber nur kurz eröffnen.

Alle deutschen Regieen, Directionen, Intendanzen und Theatercensuren haben sich das Recht

angemaasst, nach ihren Verhältnissen und Convenienzen manches aus den Schauspielen wegzulassen und dieses Recht so lebhaft ausgeübt, dass das Wort Streichen sogar ein Kunst-Terminus geworden ist. Einer solchen herkömmlichen Befugniss habe ich mich auch gegen die „Kleinstädter" bedient, wobei ich dem Herrn Verfasser über die nothwendig gewordene Ausfüllung der entstandenen Lücken, wie billig, das Urtheil überliess.

Von jener ersten Redaction kann ich jedoch um so weniger abgehen, als ich mir fest vorgenommen habe, auf dem weimarischen Theater künftighin nichts mehr aussprechen zu lassen, was im Guten oder Bösen einen persönlichen Bezug hat, noch was auf neuere Literatur hinweist, um so mehr, da hier auch nur meistens persönliche Verhältnisse berührt werden.

Wenn dem Herrn von Kotzebue dagegen in den „Theatralischen Abenteuern" die Schauspielerin aufgefallen ist, welche mehr sich selbst, als die Gurli parodirt,*) so kann ich darüber nur so viel sagen, dass ich bei diesem alten und oft aufgeführten Stücke an jene Scene weiter nicht gedacht habe, dass ich aber solche sogleich streichen und eine andere an ihre Stelle setzen werde.

Ich glaube hierdurch am besten meine Liebe zum Frieden an den Tag zu legen, den ich so lange als nur immer möglich zu erhalten wünsche.

Weimar, am 28. Februar 1802.

J. W. v. Goethe.

Auch Kotzebue beharrte auf seinem Sinn, wie aus dessen Brief an Iffland vom 4. März 1802 zu ersehen ist, worin er schrieb:

---

*) Es ist dies in der zwölften Scene des ersten Actes in der genannten komischen Oper von Vulpius.

„Ein Vorfall, den ich soeben mit Goethe gehabt — da derselbe aus meinen ‚Kleinstädtern' alle auf Schlegel anspielenden Stellen ausstreichen wollte, worauf ich das Stück sogleich zurückgenommen — veranlasst mich, meine schon mündlich gethane Bitte zu wiederholen, dass nämlich nichts weggelassen werde, was, ohne in persönliche Satire auszuarten, blos die Thorheiten der Zeit geisselt."

Nun aber hat Hoffmann in seinen „Findlingen" noch einen, auf eben diese Angelegenheit sich beziehenden Brief Schiller's an Kotzebue abdrucken lassen; es ist dieser:

„Ich habe mir schon vorgestern Abend die ‚Kleinstädter' vom Geheimen Rath Goethe zum Lesen ausgebeten, da Sie mich dazu autorisirt hatten. Nach sorgfältigem Durchlesen des Stückes finde ich nichts willkührliches in seiner Verfahrungsart; er hat keine andere Stelle weggestrichen als solche, die den Parteigeist reizen konnten, den er von dem Theater verbannen will, und das Stück hat dadurch von seinem theatralischen Werth nichts verloren, weil jene Stellen weder zur Handlung noch zur Charakterzeichnung nothwendig sind. Was mich betrifft, so versichere ich Ihnen nochmals, dass ich aus dem Stücke nichts auf mich beziehe, wiewohl ich versichert bin, dass alle diejenigen, welchen es darum zu thun sein könnte, Streit zwischen uns zu erregen, nicht ermangeln werden, jene Stanze, womit Sie einen Act schliessen und wobei Sie schwerlich nur an mich gedacht haben, als einen Ausfall auf mich vorzustellen. Und selbst wenn dem wirklich so wäre, würde ich Ihnen keinen Krieg darüber machen; denn die Freiheit der Komödie ist gross und die gute heitre Laune darf sich viel herausnehmen; nur die Leidenschaft muss ausgeschlossen sein.

Dies ist mein aufrichtiges Bekenntniss sowohl über diesen besondren Casus als über alle ähnliche

Fälle und ich setze blos noch hinzu, dass Sie nach meiner Einsicht das Stück ohne Bedenken so wie es jetzt ist können spielen lassen und dass Ihre Nachgiebigkeit Ihnen nicht anders als zur Ehre gereichen kann.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Schiller."

Der Brief ist nicht datirt. Unmittelbar nach den obigen, Ende Februar ergangenen Briefen kann er nicht geschrieben sein, denn nach seinem Brief vom 4. März hatte Kotzebue damals das Stück zurückgezogen, und gleich darauf hatte er aus Verdruss über die gestörte Festlichkeit, von welcher nachher die Rede sein wird, Weimar ganz verlassen. Zudem hat Kotzebue noch in dem Blatt des „Freimüthigen" vom 30. Mai 1803 die ganze Angelegenheit mitgetheilt und dabei erwähnt, dass er die Aufführung der „Kleinstädter" in Weimar unter diesen Umständen nicht genehmigt habe. Endlich war Goethe im März 1802 nicht in Weimar, und Schiller's Brief setzt unverkennbar voraus, dass nicht nur der Schreiber und der Adressat, sondern auch Goethe sich gleichzeitig an einem und demselben Orte aufhielten. Die gleichzeitige Anwesenheit der drei Genannten in Weimar fand nun wohl erst wieder im September 1803 statt; bezüglich Kotzebue's ist deshalb auf einen im „Literarischen Nachlass der Frau C. v. Wolzogen" abgedruckten Brief desselben zu verweisen. Mit der Annahme, dass daher Schiller's Brief aus dem September 1803 herrühre, stimmt überein, dass bald darauf die erste, jedenfalls infolge desselben von Kotzebue gestattete Aufführung der „Deutschen Kleinstädter" in Weimar erfolgte; nach Hoffmann's Angabe in den „Findlingen" geschah dies am 7. November 1803, nach Schiller's Kalender scheint aber an diesem Tage die zweite,

und die erste Vorstellung schon am 29. October stattgefunden zu haben.

Bei den Zeitbestimmungen über diese Kleinstädterei habe ich mich so lange aufgehalten, um darzuthun, dass diese erst gegen Ausgang des Februars beginnenden Irrungen — wie man es öfters dargestellt hat — nicht Anlass zu einem Vorgang gegeben haben können, der nach wochenlanger Vorbereitung um dieselbe Zeit schon zum Abschluss kam. Dieser Vorgang ist aber, wie schon erwähnt, im Verhältniss zwischen Goethe und Kotzebue epochemachend; mit und nach demselben ist dasselbe ein offenbar feindseliges geworden.

Wer ist nun die erste Ursache hiervon? Schon vor Goethe's italienischer Reise hatte der erst zwanzig und einige Jahre alte Kotzebue nicht Anstand genommen, in Schriften an Goethe zu mäkeln, was ihm jener Zeit zum Vorwurf gemacht wurde. Es mag dies in Zeitschriften geschehen sein; wenigstens habe ich in den mir erlangbar gewesenen frühesten selbständigen Schriften Kotzebue's nichts derartiges ermittelt. Er setzte aber auch nach Goethe's Rückkunft aus Italien Spöttereien gegen ihn fort, namentlich in seinen Lustspielen. So lässt er in den 1798 erschienenen „Unglücklichen" den armen Dichter Taube erst seine bisherigen schriftstellerischen Leistungen als in Beiträgen zu Musenalmanachen und in Ritterromanen bestehend bezeichnen und dann sagen: „Jetzt bin ich mit Gespenstermärchen beschäftigt, die ich in Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten einkleide." Hier wurden also Goethe und Vulpius gewissermaassen wie eine und dieselbe Person behandelt. In der 1799 veröffentlichten „Silbernen Hochzeit" muss man die schlechten Hexameter des Amtsschreibers Steckrübe als Spott über Goethe's Elegien in den „Horen" halten. In der 1799 gedruckten „Ueblen Laune" nimmt ein alter Officier einem Mädchen Schiller's und Goethe's Xenien

aus der Hand und wirft das Buch in den Schlossgraben, und auf den Ausruf: „Schillers Xenien liegen mitten im Schlamme!“ erwidert ersterer: „Dahin gehören sie auch.“ Am 5. Mai 1800 macht Schiller Goethe'n darauf aufmerksam, dass in seinem neuesten Lustspiel „Der Besuch oder die Sucht zu glänzen“ (das in dem folgenden Jahre in den Buchhandel kam) Kotzebue die Sottise begangen habe, sich Verschiedenes gegen die „Propyläen“ herauszunehmen. Darin äussert nun ein mit Bildung prahlendes Frauenzimmer über diese Zeitschrift: „Die müssen Sie kennen lernen! Das sind die Vorhöfe des Tempels! Die gemeinsten Dinge werden darin auf eine neue Art, in einer neuen Sprache vorgetragen etc.“ Ob die Stelle bei der Aufführung des Lustspiels am 1. October 1800 wegblieb, vermag ich nicht zu sagen.

Aehnliche Stellen in Bühnenstücken und Schriften nach 1801 bleiben hier ausser Betracht, da sie keinen Einfluss auf Goethe's Verhalten im Jahre 1802, wovon weiter zu sprechen ist, haben konnten.

Mussten nun Goethe diese fortwährenden Neckereien verdriessen, so kennen wir doch zum Theil nur Andeutungen seitens Dritter über seine damalige Stimmung gegen Kotzebue. Denn es will wenig sagen, dass er in einem Brief an Frau von Stein vom 26. Januar 1786, um die Jämmerlichkeit des Reichard'schen Theateralmanachs zu kennzeichnen, unter den elenden Gedichten auch einen „Prolog von Kotzebue auf dem Jenaischen Bubentheater“ aufführt; diesen Prolog hatte Kotzebue schon 1780, also in seinem neunzehnten Jahre verfasst und das Rügenswerthe fand Goethe vielmehr nur in der Aufnahme in den Almanach seitens der Herausgeber. Im „Neuen Alcinous“ scherzt Goethe harmlos über Kotzebue (1800) und auch nur spasshaft klingt es, jedenfalls gutmüthig, wenn Goethe am 28. September 1800 an Kirms mit Bezug auf Kotzebue's Gefangennehmung in Russland schreibt: „Wenn Kaiser

Paul Herrn von Kotzebue recht gut und ehrenvoll behandelt und bei sich behält, so soll er für beides unsern Dank haben." — Am 8. April, also einige Wochen nach den gleich zu erzählenden Begebenheiten im Anfang des März 1802, wobei Kotzebue nach der allgemeinen Ansicht Goethe'n hatte einen Streich spielen wollen, sprach dieser dennoch gegen Wieland über ersteren „unbefangen und gut". Wenn dagegen Schiller in einem Briefe vom 18. Februar 1802 Goethe auffordert, eine Gesellschaft zur Feier der Verabschiedung des Erbprinzen vor seiner Reise nach Paris zu veranstalten und dies damit begründet, dass sonst ein Clubb von Kotzebue drohe, so erkennt man daraus, dass die Freunde gemeinschaftlich den letztgenannten nicht ohne Misstrauen betrachteten.

Goethe hatte indessen Gründe, Kotzebue nicht in seinen engern Freundeskreis zu ziehen, wenn er auch die in dessen Schriften vorkommenden Sticheleien auf seine Schriften nicht zu ernst genommen hätte. An „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" ist dabei aber nicht zu denken, wiewohl man jetzt gewohnt ist, diese Schmähschrift zuvörderst zu nennen, wenn etwas gegen Kotzebue vorgebracht werden soll. Zu der Zeit, um welche es sich hier handelt, waren schon über zehn Jahre seit ihrem Erscheinen verflossen. Kotzebue hatte bereits deshalb freiwillig öffentliche Abbitte geleistet, und obschon er sich dadurch von dem Flecken, den er sich angehangen, nicht völlig zu reinigen vermocht hat, so war doch durch seine aussergewöhnliche schriftstellerische Fruchtbarkeit die Erinnerung daran in den Hintergrund gedrängt worden und nur die Feinde, die er sich fortwährend durch persönliche Angriffe zuzog, sowie später politische Parteileidenschaft fanden in Wiederauffrischung derselben willkommene Gelegenheit, den Gegner niederzudrücken. Goethe insbesondere nennt meines Wissens, so oft er auch über und gegen Kotzebue spricht, nur einmal den „Dr. Bahrdt" und

zwar erst in einem Brief an Minister von Voigt aus dem Januar 1818, wo er eben nur bemerkt, dass man das Stück wieder hervorgezogen habe, um den Hass gegen Kotzebue zu schüren. Vielleicht schlug Goethe bei dieser Schmähschrift das Gewissen: knüpft doch Kotzebue darin ausdrücklich — im Eingang des zweiten Aufzugs — an Goethe's Verspottung Leuchsenring's im „Pater Brey" an!*) Aber es bedurfte für Goethe nicht des Erinnerns an „Dr. Bahrdt", um Kotzebue's Spottsucht zu fürchten, da dieser ausserdem in so vielen anderen Schriften mit fast allen Personen angebunden hat, die überhaupt von sich reden machten. Der Werth der Personen war ihm dabei gleichgiltig; genug, dass sie vielgenannt waren und dass daher ein Witz auf sie oder ihr Wirken allgemein verstanden und auf der Bühne beklatscht zu werden Aussicht hatte.

Im geselligen Leben pflegt man Personen als das Gespräch belebend und erheiternd gern zu sehen, die, lebendigen Geistes, mit dem, was eben allgemein von sich reden macht, bekannt sind und darüber ein Urtheil abzugeben sich herausnehmen — je schärfer, desto willkommener; es hat damit keine Gefahr, weil die Worte im Strudel des Lebens sich verlieren. So war auch Kotzebue ein beliebter Gesellschafter und man ergötzte sich mehr über seine scharfe Zunge, als dass man sich erzürnte. Nun war es aber sein Unglück, dass er seine Einfälle sofort zu Papiere brachte und seine Schriften ohne Verzug einen Verleger fanden.

Das geschriebene, sonderlich das gedruckte, bleibende Wort hat ja eine ganz andere Bedeutung, als das verrauschende, gesprochene, was Kotzebue sich nicht überlegte und weshalb er gar nicht zu ahnen schien, welche Gründe manche Leute hatten, ihn zu meiden.

---

*) Diejenigen, welche Herder zum Urbild des „Satyros" machen, stellen Goethe so ziemlich auf Eine Stufe mit dem Verfasser des „Dr. Bahrdt".

Zwar hatte Goethe, wie gesagt, Ursache nachsichtig zu sein: von der Parodie auf den Theaterprolog seines Lehrers Clodius an hatte er viele in Ansehen stehende und sogar befreundete Männer in jugendlicher Frechheit verspottet. Aber er hatte jetzt ein halbes Jahrhundert hinter sich und seit einem Vierteljahrhundert beinahe war er ernster, friedfertiger und maasshaltender geworden. Er fasste die Aufgabe des Schriftstellers jetzt würdiger auf und meinte gegen Soret: wenn er die Wünsche des grossen Haufens sich als Ziel hätte setzen wollen, hätte er den Leuten Histörchen erzählen und sie zum Besten haben müssen, wie der selige Kotzebue gethan. In die Oeffentlichkeit war Goethe seit Frankfurt nicht wieder mit Angriffen gegen irgend Jemand getreten, bis ihn die Verbindung mit Schiller vorübergehend in den Xenien (unter denen jedoch die auf Kotzebue bezüglichen von Schiller herrührten) wieder verlockt hatte, mit der satirischen Geissel sich blicken zu lassen. Endlich hatte er durch seine Stellung, durch die Anerkennung seiner Bedeutung, sowie durch seine allgemeine Beliebtheit sich gewöhnt, die geselligen Kreise Weimars zu beherrschen. In allen diesen Richtungen würde ihn Kotzebue gestört haben, wenn er ihn neben sich hätte aufkommen lassen; die Beweglichkeit desselben, seine leichte Behandlung aller Lebensverhältnisse, seine Neigung mit Jedermann anzubinden, seine Unbedachtsamkeit, seine Eitelkeit und Sucht sich bemerkbar zu machen, würden die Annehmlichkeiten von Goethe's geselligen Beziehungen um so gewisser beeinträchtigt haben, als Goethe an der Wende des Jahrhunderts mit den Gebrüdern Schlegel sehr verbunden war und diese mit Kotzebue in beiderseits mit schonungsloser Schärfe geführter Fehde lagen. Die Schlegel, auch Schiller, mögen wohl noch besonders dazu beigetragen haben, Goethe gegen Kotzebue einzunehmen. Ueber dessen Fehler lässt Riemer im ersten Bande der „Be-

rühmten Schriftsteller der Deutschen“ Goethe sagen: „Schade nur, dass durchaus Charakter und Gehalt mangelt, weil er die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften übertragen will, was die Deutschen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indess auch diese Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine fast unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob diese oder die Naivetät, womit er sie an den Tag legt, grösser ist, will ich nicht untersuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über und neben sich leiden, sei es selbst eine Stadt, ein Land oder eine Statue, geschweige ein Mensch. In seiner Reise nach Italien hat er dem Laokoon, der Mediceischen Venus und den armen Italienern alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiss, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht berühmt gewesen wäre.“

Solche Anschauungen erklären Goethe's Verhalten gegen Kotzebue, als derselbe, aus der sibirischen Gefangenschaft zurückgekehrt, im Herbst 1801 nach Weimar kam, um den Winter dort zuzubringen. Es traf sich damals, dass Goethe ein Pickenikkränzchen eingerichtet hatte, welches in Goethe's Wohnung abgehalten wurde. Schiller schrieb am 16. November 1801 davon an Körner: „Goethe hat eine Anzahl harmonirender Freunde zu einem Clubb oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage zusammenkommt und soupiert. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören! es wird fleissig gesungen und poculiert. Auch soll dieser Anlass allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen.“ In der That haben Schiller wie Goethe verschiedene Gesellschaftslieder für dieses Kränzchen gedichtet.

Etwas Eingehenderes über diese Gesellschaft, als

in der angeführten Nachricht Schiller's, findet sich in den bekannten gleichzeitigen Schriftstücken nicht. Im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe wird sie zuerst in einem Billet des letzteren vom 10. November 1801, an welchem Tage der damals in Jena weilende Goethe wieder in Weimar eingetroffen war, mit den Worten erwähnt: „säume ich nicht . . . . auf morgen . . . . zur bekannten freundschaftlichen Zusammenkunft einzuladen.“ Zugleich schrieb er an die verwittwete Gräfin Henriette von Egloffstein geborne Freiin von Egloffstein eigenhändig:

„Meine Ankunft zu notificiren und zugleich zu melden, dass auf morgen Abend, zur bekannten Stunde, die liebe Gesellschaft alles zu ihrem Empfang bereit finden wird, halte ich für meine Pflicht und wünsche den schönsten Abend.

Weimar, den 10. November 1801.

Goethe.“*)

Nach einer spätern Erwähnung Zelter's, im Brief an Goethe vom 1. Juni 1825, nahmen dreizehn Personen daran Theil, nach einer handschriftlichen Erzählung einer Theilnehmerin waren es sieben Paare, die Goethe zu einer Cour d'amour vereinigt hatte. Nach Riemer's Erzählung in: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen“ I., 24—37 war der weibliche Theil überwiegend. Kotzebue wünschte nun Zutritt zu erlangen und die Hofdame von Göchhausen unternahm es, den Wunsch zur Geltung zu bringen. Goethe trat dem entgegen, setzte die Vereinbarung durch, dass neue Aufnahmen nur bei Einstimmigkeit erfolgen dürften, und verschärfte den an sich verletzenden Widerspruch noch durch ein spöttisches Witzwort. Er äusserte mit Beziehung auf das damals noch in Japan bestehende, von dem in

*) Den Brief besitzt Herr Georg Kestner in Leipzig, der den Abdruck gütigst gestattet hat.

TARTU ÜLIKOOLI RAAMATUKOGU

Europa sogenannten geistlichen Kaiserthum getrennte sogenannte weltliche: Kotzebue helfe es nichts, dass er am weltlichen Hofe von Weimar aufgenommen sei, wenn er vom geistlichen ausgeschlossen bleibe. Dies mochte Kotzebue zu Ohren gekommen sein, schwerlich aber ein noch stärkerer Ausfall, ein höchst wahrscheinlich bei derselben Veranlassung von Goethe gezeichnetes, von Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen I., 63) erwähntes Bild, welches die „Propyläen" darstellte, vor denselben Kotzebue in kauernder Stellung mit der Unterschrift:

Ach, könnt' ich doch nur dort hinein,
Gleich sollt's voll Stank und Unrath sein!

Kotzebue suchte nunmehr Goethe zu überbieten; er setzte gleichfalls einen bestimmten Tag, den Donnerstag, fest, an dem er empfing. Da war fast die ganze grosse Welt Weimars eingeladen und dabei bemühte sich Kotzebue, seine Gäste auf's Angenehmste zu unterhalten. Auch die meisten Mitglieder von Goethe's Cour d'amour waren zugleich Kotzebue's Gäste, und dieser genoss den Triumph, dass sie sich im Allgemeinen bei ihm mehr vergnügten, als in Goethe's Mittwochskränzchen.

Aber das genügte ihm nicht. Es scheint wenigstens, als habe er Goethe's Ansehen in der Gesellschaft noch besonders durch Hebung Schiller's herabdrücken wollen, vielleicht nur, um den Gebrüdern Schlegel ein Aergerniss zu geben, da diese Schiller über alle Gebühr herunterzusetzen sich bestrebten. Zu diesem Zwecke hatte Kotzebue in freilich äusserlich harmloser Weise die Weimarer Gesellschaft zu veranlassen verstanden, ihre Mitwirkung zu leihen. Schiller sollte bei einem zu seinem Namenstage, den 5. März, zu veranstaltenden Fest in glänzender Weise gefeiert werden; Personen aus seinen Trauerspielen sollten auftreten, dem Dichter zu huldigen, und dessen Büste, unter der vom Glockengiessermeister zerschlagenen

Glocke zum Vorschein kommend, sollte gekrönt werden. Die Umstände waren günstig benutzt: zu Anfang des März war Goethe's Kränzchen seit einiger Zeit schon unterbrochen und er selbst abwesend; denn schon am 17. Januar hatte dieser sich zu Ordnung der Büttnerschen Büchersammlung nach Jena begeben, woselbst er bis Ende März blieb und von wo er nur ab und zu nach Weimar kam; an Mittwochen war er am 3. und am 24. Februar zu Hause, wahrscheinlich um dem sich — bei Einhaltung der vierzehntägigen Periode allerdings nur an letzterem Tage — bei ihm versammelnden Kränzchen beizuwohnen, welche Gelegenheit auch eine der zu einer Rolle in der Schillerfeier auserlesenen Damen ergriffen zu haben scheint, Goethe über ihren Anzug zu Rathe zu ziehen.

Wochenlang beschäftigte sich nun die schöne Welt mit Herstellung der Anzüge, beglückt durch die Aussicht, in kleidsamer, prächtiger Tracht das Entzücken der Zuschauer zu erregen. Mit Sehnsucht wurde der entscheidende Tag erwartet. Da zeigte sich schon ein Hinderniss, als die Gypsbüste Schiller's von Dannecker, welche sich auf der herzoglichen Bibliothek befand und auf die man gerechnet hatte, verweigert wurde. Goethe nimmt es in seiner köstlichen Erzählung des Ereignisses in den „Tag- und Jahresheften" (Hempel'sche Ausgabe Abs. 289—298) auf sich, diese Verweigerung verfügt zu haben, weil er Beschädigung des Kunstwerks fürchtete; zufolge dem Erzähler in „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" war es Hofrath Meyer, welcher den abfälligen Bescheid ertheilte. Hierüber wäre jedoch noch hinwegzukommen gewesen, als sich ein anderes unbesiegbares Hinderniss darbot. Die Festlichkeit sollte auf dem Stadthause begangen werden, worin sich der einzige geeignete Saal Weimars befand, und es verlautete, dass der Bürgermeister Schulze die Bewilligung dazu bereits in Aussicht gestellt hatte. Allein der Bauverwalter Ste-

phani — wie Ludecus berichtet — stellte dringend vor, dass der mit ziemlichem Aufwand eben erst neu hergestellte und geschmückte Stadthaussaal durch Aufschlagung der zur Vorstellung nöthigen Bühne unvermeidlich bleibende Verletzungen davontragen müsste und bewog dadurch den Bürgermeister, zu Entschüttung solcher Verantwortung die Ueberlassung des Saales entgiltig zu versagen.

Alles Mühen, alles Hoffen war also vergeblich gewesen! Die getäuschten Damen waren nicht weniger untröstlich als Kotzebue. Wie man aber bei einem erlittenen Unfall, zumal wenn man ihn selbst mit verschuldet hat, einen Sündenbock zu finden weiss, so leitete Kotzebue jedenfalls das schlechte Gewissen, ihn in Goethe zu suchen. Einen anderen wussten die Damen nicht zu ermitteln, und so blieb denn Goethe mit diesem Vorwurf behaftet.

Dass derselbe rein aus der Luft gegriffen war, lässt sich leicht erweisen, wenn man auch Goethe für fähig halten sollte, gelogen zu haben, indem er sich als unbetheiligt an der Verweigerung des Saales hinstellte. Es wäre das wohl die einzige Lüge, die man Goethe aufbürden könnte.

Behält man im Auge, dass Kotzebue's Fest zu Ehren Schiller's beabsichtigt war, so hätte doch zunächst Schiller und die Seinigen einerseits gegen Goethe sich verstimmt zeigen, anderntheils Kotzebue beklagen müssen. Aber im Gegentheil.

Zunächst halten Schiller und Goethe in ihren Briefen sich gegenseitig über die Angelegenheit auf, was von Seite des Letzteren nicht in so harmloser Weise hätte geschehen können, wenn er Schiller'n gegenüber sich schuldbewusst gefühlt hätte. Am 10. März schreibt Schiller an Goethe nach Jena:

„Der fünfte März ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Cäsar der fünfzehnte, und ich höre von dieser grossen Angelegenheit gar nichts mehr.

Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Gemüther besänftigt finden. Wie aber der Zufall immer naiv ist und sein muthwilliges Spiel treibt, so hat der Herzog den Bürgermeister den Morgen nach jenen Geschichten wegen seiner grossen Verdienste zum Rath erklärt. Auch wird heute auf dem Theater ‚Ueble Laune von Kotzebue' vorgestellt."

Darauf erwiderte Goethe:

„Dafür, dass Sie den 5. März so glücklich überstanden, wären Sie dem Bürgermeister, als einem zweiten Aeskulap, einen Hahn schuldig geworden; da er unterdessen von obenherein solchen Lohn empfangen, können Sie Ihre Dankbarkeit in petto behalten. Bei dieser Gelegenheit dachte ich wieder, was es für ein sonderbares Ding um die Geschichte ist, wenn man von ihr die Ursachen, Anlässe und Verhältnisse der Begebenheiten im einzelnen fordert: ich lebe diesen letzten Ereignissen so nahe, ja, ich bin mit darin verwickelt und weiss eigentlich immer noch nicht, wie sie zusammen hängen. Vielleicht waren Sie glücklicher als ich."

Sodann wiederum Schiller am 17. März:

„Ich freue mich zu hören, dass es Ihnen in Jena wohl geht... Sie haben unterdessen hier nichts versäumt, denn die Societät scheint nach den heftigen Zuckungen, die sie ausgestanden, noch ganz entkräftet und in kaltem Schweiss zu liegen. Der Herzog, den man zu präoccupiren suchte, hat mich vor einigen Tagen quästionirt, und ich habe ihm die Sache in dem Licht vorgestellt, in dem ich sie sehe."

Dem antwortet Goethe:

„Wenn die dabei interessirte Gesellschaft das Abenteuer vom fünften dieses einigermaassen verschmerzt hat, so wollen wir bald wieder einen Pickenik geben und die neuen Lieder, die ich mitbringe, versuchen."

Endlich schliesst Schiller den Aeusserungswechsel über diesen Gegenstand mit der Bemerkung:

„Die Gesellschaft werde ich Ihrem Auftrage gemäss einladen und bin voll Erwartung, ob man sich hinlänglich abgekühlt haben wird, um mit gutem Anstand zu einem freundschaftlichen Verhältniss zurückzukehren."

Dies war jedoch nicht der Fall.

Das Verhalten der Angehörigen Schiller's bestätigt gleichfalls, dass sie Grund hatten, Kotzebue bei dem Scheitern seines Vorhabens keineswegs als Opfer eines Schiller'n feindlichen Entgegentretens von Seiten Goethe's zu betrachten. Dafür spricht der Kotzebue verhöhnende „Schwank" von Schiller's Gattin „Der verunglückte fünfte März", sowie die briefliche Mittheilung der Frau von Wolzogen an ihre Schwester: „Was die Geschichte mit Kotzebue für ein Aufhebens macht, ist recht komisch. In Erfurt und Gotha hat mich alle Welt darnach gefragt und dass man das Stück nicht gespielt hat, das frappirt sie höchlich. Es ist sonderbar, wie alles sich für die Narrheiten interessirt." (Charlotte von Schiller I., 23 ff.; II., 65.)

Diesen gleichzeitigen Urkunden gegenüber müssen alle später niedergeschriebenen Erzählungen, sofern sie mit jenen in Widerspruch stehen, ohne Werth sein; sie sind zum Theil abhängig von der festgewurzelten Einbildung von Goethe's Schuld oder von sonstiger Verstimmung gegen denselben.

Insofern Goethe durch sein abweisendes Verhalten gegen Kotzebue's Wunsch, in die Cour d'amour einzutreten, durch unvorsichtiges Pflegen seiner Behaglichkeit sowie durch schneidenden Witz Kotzebue's Feindseligkeit unnöthigerweise herausgefordert hatte, so hat er das bitter büssen müssen; denn eine lange Reihe von Jahren hindurch hat ihm Niemand so anhaltend Kränkungen bereitet, als Kotzebue.

Es war noch das Geringste, dass das Mittwochskränzchen dadurch den Todesstoss erhalten hatte, obschon auch davon Goethe empfindlich berührt wurde

und deshalb — nachdem er in den „Tag- und Jahresheften“ bemerkt hat, dass man ihn als den vermeintlichen Zerstörer des Freuden- und Ehrentages eine Zeit lang verwünscht habe — wehmüthig fortfährt: „Unsere kleine Versammlung trennte sich, und Gesänge jener Art gelangen mir nie wieder.“ Aber die schrofferen Angriffe, die Kotzebue — dessen Bleibens in Weimar nach der Niederlage vom 5. März nicht mehr war — in der 1803 zu Berlin gegründeten Zeitschrift „Der Freimüthige“ gegen Goethe richtete oder doch darin aufnahm, sind alle auf diesen Tag zurückzuführen; dieser Ansicht waren nicht nur Falk (Goethe, Seite 176) und Riemer (Mittheilungen I., 24), sondern auch Goethe selbst nach Brief an Zelter vom 6. Juni 1825.

Die schroffsten Ausfälle im „Freimüthigen“ gebe ich nach Koberstein's „Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (vierte Ausgabe, III., 2499 ff.). Gleich in Nr. 1 wird Goethe verhöhnt (wie schon im „Besuch oder die Sucht zu glänzen“ geschehen) wegen des in den „Propyläen“ auf das beste Lustspiel gesetzten Preises. — Nr. 2 enthielt einen sehr boshaften Bericht über Goethe's Verfahren gegen Böttiger nach der Aufführung des „Jon“ von August Wilhelm Schlegel, wobei Goethe durchgesetzt hatte, dass Böttiger's spöttisches Referat vom „Journal des Luxus und der Moden“ zurückgewiesen wurde, weil dasselbe ebenso gegen das Schlegel'sche Werk wie gegen den Bühnenleiter, der es zur Aufführung brachte, gerichtet war. — In Nr. 5 stand ein womöglich noch hämischerer, wahrscheinlich von Böttiger eingesandter Bericht über die Vorgänge im Weimarer Theater bei der ersten Vorstellung des „Alarcas“ von Friedrich Schlegel über die Mittel, welche der „Directeur“ umsonst angewandt habe, dem Publikum zu imponiren, um das Stück vor dem Durchfallen zu retten und über des „Directeurs“ Theaterdespotie überhaupt sowie über seine Parteilichkeit für die Schlegel. — In Nr. 58 waren heftige Aus-

fälle auf Goethe wegen seines „anmaassenden Tadels“ über ein Bild des Wiener Malers Füger und wegen seiner Vorliebe für das „abgeschmackte Grácisiren“ in neuern Werken der Malerei. — In Nr. 59 ward er wegen seiner Eitelkeit gegeisselt und dabei bemerkt: er halte denjenigen für seinen besten, treuesten Freund, der ihn anrede: „Tendenz des Jahrhunderts! Poesie der Poesie! Basis der Bildung!“ — Nr. 76 lieferte, mit Bezug auf die Betheuerung der Schlegel'schen Schule, dass man nicht sicherer auf den Gipfel des Parnasses gelangen könne, als wenn man in die Fusstapfen des „Unsterblichen“, des „göttlichen Statthalters der Poesie auf Erden“ träte, ein „schwaches Nachbild“ des „Königs in Thule“, d. h. eine schändliche, den Dichter verspottende Parodie dieser Ballade. — In Nr. 114 ward von Königsberg aus die Vermuthung geäussert: in mehreren Aenderungen, die Schiller mit seinem „Lied an die Freude“ vorgenommen, dürfte sich „die meisternde Hand eines fremden, alles despotisch beherrschenden Einflusses“ verrathen. „Aber diesen Götzen“, heisst es weiter, „sollte doch Schiller nicht huldigen; wohin wird es sonst wohl am Ende mit unserer schönen Literatur kommen! Wenn Meister sich beugen, ist es da noch Wunder, wenn die Lehrjungen, die ihre Lehrjahre noch nicht überstanden, noch nicht zum Meister gelangt sind, faseln?“ — In Nr. 124 wird über „einige Ursachen des Verfalls der literarischen Cultur der Deutschen“ unter Anderem gesagt: „Unglücklicherweise lebt in der Nähe von Jena, dem Brennpunkte der philosophischen Tollheit, ein Mann von vielem, zum Theil verdientem Credit, der sich für den ersten aller deutschen Dichter hält und gern allgemein dafür gelten möchte, dem also jene allgemein gültige jenaische Sprache gar nicht übel gefiel und der sich den Spass bereiten wollte, aus dem deutschen Parnass ebenso ein Bedlam zu machen, als die deutsche Philosophie geworden war. — Goethe hat in einigen seiner früheren Schriften, wie

der „Iphigenie", dem „Tasso" und in mehreren kleinen Gedichten gezeigt, dass er wirklich Geschmack besitzt, was man jetzt kaum glauben sollte. Auch an Lebhaftigkeit und Einbildungskraft fehlt es ihm nicht. Was fehlt ihm also, der erste deutsche Schriftsteller zu sein? Bescheidenheit und Achtung für das Publikum und seinen eigenen Ruhm etc." Und weiterhin: „Goethe macht sich zum Vereinigungspunkt der Dichter und Dichterlinge, die mit oder ohne tieferen Zweck den Geschmack der Nation, der vielleicht hätte gebildet werden können, wenigstens auf dem Wege dazu war, verbilden, auf trübe Schwärmerei hinleiten, von den Sätzen Kant's und seiner Afterjünger in den Künsten einen sehr seltsamen Gebrauch machen und den gesunkenen Credit der deutschen Literatur bei denkenden und gebildeten Menschen völlig vernichten. Er selbst führt Apotheker- und Schänkwirthsnaturen in die Dichterwelt ein, stellt verunglückte Theaterhelden als Romanideale dar und lässt sich dafür von den Seinigen für den grössten aller Dichter erklären etc." — In Nr. 143 wird gelegentlich einer Schmähung „Ueber den neuesten Idealismus der Herren Schilling und Hegel" in einem angeblichen Auszug aus einem Briefe gesagt: „Das Unwesen in Jena geht weit. Aber es frisst sich, wie gewisse Thierarten, wenn man sie zusammensperrt, am Ende selbst auf. Unser kluger Fürst hasst alles gewaltige Eingreifen in Geistessachen, erklärt aber die ganze Secte für Tollhäusler und billigte daher vor Kurzem den Vorschlag, das Irrenhaus von Weimar nach Jena zu verlegen, auch darum, weil es daselbst höchst noththue. Die Stütze dieser Clique ist unser Goethe. Bald werden sie ihm aber auch mit Undank lohnen."

Der Universität Jena mit ihrer Pflege der neuern Philosophie galten überhaupt die Angriffe des „Freimüthigen" mit an erster Stelle und Goethe konnte dies besonders Kotzebue'n nicht vergessen. Doch

hatte diese Feindseligkeit einmal einen erwünschten Dienst geleistet und zwar damals, als nur erst dumpfe Gerüchte von einer Verlegung der „Allgemeinen Literaturzeitung“ nach Halle umherliefen, und Kotzebue dies in seiner Schadenfreude vorzeitig ausposaunte, dadurch aber der Oberaufsicht über die wissenschaftlichen Landesanstalten von Weimar, welcher Behörde Goethe vorstand, die Füglichkeit gewährte, geeignete Gegenmaassregeln zu ergreifen.

Goethe verhielt sich den Aergernissen gegenüber, die ihm „Der Freimüthige“ gab, nach aussen hin völlig nichtachtend. Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen II., 279 f.) behauptet sogar, er habe nie ein Blatt des „Freimüthigen“ gelesen. Dem scheint aber nicht so gewesen zu sein, da Christiane Vulpius an Nicolaus Meyer am 7. Februar 1803 nur schreibt: „Unsern lieben Geheimen Rath beurtheilen Sie ganz recht, wenn Sie überzeugt sind, dass er zu den Kotzebuischen Ausfällen schweigen wird. Was für Zeit und Kräfte hätte er verloren, wenn er seit dreissig Jahren von allem Ungeschickten, was man über ihn gedruckt hat, hätte Notiz nehmen wollen.“ — Goethe lehnte sogar Veranlassungen ab, über Kotzebue zu schreiben; vergeblich forderte ihn Schiller auf, Kotzebue's Bühnenstücke in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung zu besprechen. Hofrath Eichstädt berieth er vielmehr ganz sachlich bei Gelegenheit der für die Literaturzeitung eingesandten oder zu vergebenden Recensionen Kotzebue'scher Schriften. Z. B. schreibt er am 11. Mai 1805 an den Genannten: „Könnte man von derselbigen Hand eine Recension der vorhandenen Jahrgänge des ‚Freimüthigen‘ und der ‚Eleganten Zeitung‘ erhalten, so wäre es ein Gewinn für unser Institut; nur müsste man freilich alle Gerechtigkeit und Mässigung empfehlen; man könnte dagegen auf ihre schwachen und absurden Seiten desto derber zuschlagen.“ Oder am 25. Mai 1805: „Ich weiss nicht wie es Ew. Wohl-

geboren mit diesen beiden Recensionen zu halten denken. Die Eine über den ‚Almanach dramatischer Spiele'*) ginge allenfalls noch an, wenn Sie die angestrichene Stelle pag. 10 herausredigiren könnten; die zweite hingegen halte ich für ganz unzulässig. Dieser Ehrenmann hat hinunterwärts einen recht guten Blick und übersieht die Kotzebuischen Sümpfe genugsam, um eine Art von Karte davon zu entwerfen, aber gegen einige Felsstücke, die über ihn reichen, verdreht er sich gar zu sehr den Hals, um hinaufzusehen; wenn sein Tadel ganz verständig und geistreich ist, so wird sein Lob mitunter ganz abgeschmackt .... Wollen sie wol Kotzebue's Reise nach Italien an Fernow geben? ... Solche Schriften haben zwei Seiten: einmal ist es alles Dankes werth, dass sie uns die neuesten Nachrichten aus einem solchen Lande, und wenn es mitunter auch Klatschereien wären, zubringen; auf der andern Seite prostituirt sich mitunter der Verfasser durch Unwissenheit oder Vorschnelligkeit und das kann man ihm jawol zu verstehen geben. Ich glaube, dass Fernow der Mann ist, beide Ansichten recht gut zu fassen." Oder ferner über eine Recension von „Kleine Romane, Anekdoten und Miscellen von A. v. Kotzebue" am 19. April 1806: „Bei der Recension über die Kotzebuiana wundert man sich nur, wie ein so trefflicher Kopf, als der Recensent ist, so niederträchtiges Zeug lange genug hat behandeln und dabei einen so guten Humor behalten können; denn jene schändliche Art, den Menschen, die ohnehin mit dem Edlen und Rechten nicht reichlich ausgestattet sind, das Bisschen Gute und Achtungswerthe, was in der Erscheinung allenfalls noch vorkommt, verleiden zu wollen, kann doch eigentlich nur Abscheu erregen. Umdestomehr soll Recensent gelobt sein, dass er seine Superiorität in der Heiterkeit

*) Von Kotzebue.

bewiesen hat.“ Auch in dieser Schrift kamen übrigens Sticheleien auf Goethe vor; so heisst es darin: „sie schlafen so fest wie Leute, denen man Goethe's Bekenntnisse einer schönen Seele vorliest.“

Wenn aber auch Goethe nach aussen hin den Schein der Gleichgiltigkeit gegen Kotzebue's Schmähergüsse bewahrte, so empfand er sie dennoch als tiefe Kränkung. Sie macht sich erkennbar durch die schmerzliche Aeusserung in dem Aufsatz „Kotzebue“, dass dieser es sich besonders zum Geschäft mache, auf jede Art und Weise seinem — Goethe's — Talent, seiner Thätigkeit und seinem Glück entgegenzutreten; sie macht sich ferner erkennbar durch die Stachelreime gegen Kotzebue, die dem Jahre 1803 zuzuschreiben sind und die an Schroffheit und Stärke des Ausdrucks nichts vermissen lassen. Es sind dieselben in der Hempel'schen Goetheausgabe abgedruckt im Band 3, Seite 295 fg. („B. und K.“), 296 fg. („Triumvirat“), 297 („**** und ****“), 297 fg. („Gottheiten zwei, ich weiss nicht wie sie heissen etc.“)*), 298 („Welch ein verehrendes Gedränge etc.“), 300 („Warum bekämpfst Du nicht den Kotzebue etc.“), 300 fg. („Ultimatum“) **) und 306 („Auf Müllner“). Einschaltungsweise mag hier bemerkt werden, dass „Der neue Alcinous“ (Seite 289—294) im Mai 1800***) gedichtet sein wird, das Distichon „Bist Du Gemündisches Silber etc.“ (Seite 300) aber erst 1805. Die Zusammenfassung Kotzebue's

---

*) Vergl. hierzu „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung“ 1869, Nr. 90, Seite 471 und „Zu Goethe's Gedichten. Von W. von Biedermann“ Seite 56 fg.

**) „Ultimatum“ weist durch die Anspielung auf die zwischen Kotzebue und Spazier bestehenden Zwistigkeiten auf 1803 als Entstehungszeit hin, da letzterer am Schluss dieses Jahres erklärte, die Leser der „Zeitung für die elegante Welt“ ferner nicht mehr damit behelligen zu wollen.

***) Riemer's Grund für spätere Entstehung ist, wie wir nunmehr wissen, nicht stichhaltig.

und Böttiger's in ein paar Epigrammen war veranlasst durch des letztern Beiträge zum „Freimüthigen."

Zu der Schärfe der Goethe'schen Reime hat wol das Gerücht entschieden mitgewirkt, welches Kotzebue als Verfasser der nichtswürdigen Schmähschrift auf Goethe: „Expektorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zu Alarcas. 1803" bezeichnete.

Alle diese Invectiven hielt aber Goethe geheim, und das Nichtbeachten der Angriffe mag wol Kotzebue abgehalten haben, seine Ausfälle, durch die er sich als ein in die leere Luft Hinausschreiender nur lächerlich machen konnte, wo nicht einzustellen, so doch auf zufällig sich darbietende Gelegenheit zu beschränken. Ja, er entschloss sich zuletzt, Goethe's spätere Schriften, wie die „Italienische Reise", sehr anerkennend zu beurtheilen. Goethe aber wich ihm aus, als er Anfangs 1818 nach Weimar kam und sich einige Zeit daselbst aufhielt, theils um die Herausgabe des „Literarischen Wochenblattes" dort in Gang zu bringen, theils und vorzugsweise um Maassregeln gegen Luden's „Nemesis", welche Zeitschrift Auszüge aus Kotzebue's amtlichen Berichten an den russischen Hof abgedruckt hatte, durchzusetzen. Bald darauf wurde aber auch Goethe wie das ganze besonnenere Deutschland durch Kotzebue's scheussliche Ermordung erschüttert. In den „Tag- und Jahresheften" sagt Goethe, nachdem er den am 22. März erfolgten Tod des Ministers von Voigt erwähnt hat: „ich pries ihn selig, dass er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr". Dieser Tod musste Goethe um so mehr ergreifen, als er mit den Gesinnungen von Kotzebue's Gegnern keineswegs übereinstimmte. Das gegen denselben heraufziehende Gewitter sah er jedoch früh schon kommen. In einem, wahrscheinlich am 31. Januar 1818 aus Jena an Voigt geschriebenen Briefe spricht sich Goethe so aus: „Es ist ein merkwürdiges Phänomen, dass Niemand mehr an die all-

gemeinen Angelegenheiten denkt, sondern ein grenzenloser Hass gegen Kotzebue sich hervorthut, der denn seinen Feinden gut Spiel macht. Alles was gegen ihn geschieht, wird gebilligt; jede Maassregel für ihn getadelt. ‚Bahrdt mit der eisernen Stirn' wird an's Licht gezogen und als das willkommenste Document betrachtet. Man droht mit neuem Abdruck desselben, und freilich würde dieser Scandal gutes Geld eintragen. Bürger und Studenten wüthen öffentlich gegen den Erbfeind, wie sie ihn betrachten. Alle früheren Geschichten, wie Kotzebue der Akademie und Stadt zu schaden gesucht, werden hervorgehoben, Historien denn, die nur allzuwahr sind und jener Zeit uns beiden nicht wenig zu schaffen machten. Es entstehen gewiss noch die unangenehmsten Folgen aus diesem seinen Aufenthalt in Weimar. Dass es schlecht ablaufen würde, konnte jeder voraussagen, Wie? ist leider schon offenbar."

Wiederholt sprach aber Goethe aus, dass Kotzebue nicht ohne Schuld gefallen sei. Acht Tage nach der Mordthat äusserte Goethe gegen Kanzler von Müller: Alle Gesetze und Sittenregeln liessen sich auf Eine zurückführen, auf die Wahrheit. Fehler der Individualität als solcher gäbe die moralische Weltordnung jedem zu und nach; darüber möge jeder mit sich selbst fertig werden und bestrafe sich auch selbst dafür, aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, störend, unwahr — da verhänge die Nemesis früh oder spät angemessene Strafe. So sei in Kotzebue's Tod eine gewisse nothwendige Folge einer höhern Weltordnung zu erkennen. — Als Ergänzung hierzu lässt sich betrachten, was Goethe am 15. Februar 1831 zu Eckermann sagte: Der Hass schadet Niemanden, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kotzebue wurde lange gehasst, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mussten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen.

Das Schlussurtheil, das Goethe in den „biographischen Einzelheiten“ über Kotzebue fällte, erklärt vollkommen die Gegnerschaft beider Männer. Es lautet: „Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und er dachte nicht, dass die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.“ Im Gegensatz Goethe: bestrebt, seinem Wesen mehr und mehr Inhalt und Gehalt zu geben, daher befähigt das Treffliche zu würdigen und darauf bedacht, es an sich heranzuziehen, andererseits aber auch, wie Keiner sonst, Gegenstand für die, welche das Treffliche in Staub zu ziehen trachteten. Ferner der platten Menge gegenüber, von welcher er für seine Vervollkommnung nichts erwarten konnte, abgeschlossen, weder gesonnen sie zu beherrschen, noch weniger ihr zu schmeicheln, begabt, wie Frau von Staël ihm vorwirft, mit jenem dédain du public, welcher, wie er selbst sich nicht täuschte, Hinderniss geblieben ist, dass seine Dichtungen nicht Gemeingut des Volkes geworden sind.

Das aber ist es im Gegensatz, was Kotzebue in der Literatur seine Bedeutung sichert. Seine Trauer-, Schau-, Rühr-, Lust- und Possenspiele beherrschten ein Menschenalter hindurch die Bühne und waren so sehr ein Ausdruck der Zeit, dass manche in fast alle Sprachen Europas übersetzt wurden. Viele seiner Stücke werden wenigstens auf kleinen Bühnen noch jetzt mit Vorliebe aufgeführt und dieser sein Vorzug bedingte Goethe's Verhältniss zu ihm. In dem oft erwähnten Aufsatz „Kotzebue“ sagt dieser: er habe sich gewöhnt, die Existenz desjenigen, der ihn mit Abneigung und Hass verfolge, als ein nothwendiges und

günstiges Ingrediens zu der seinigen zu betrachten und demnach wie ein guter Haushalter zu handeln, der sich auch des Widerwärtigen vortheilhaft zu bedienen wisse. Mit anderen Worten: Goethe liess sich durch Kotzebue's Ausfälle in dem Genuss und der Benutzung seiner Schriften, namentlich Bühnenstücke, nicht beirren, indem er jenes feindselige Gebahren äusserlich nicht beachtete. Einer Verachtung, wie sie Kotzebue's politische Gegner zur Schau trugen, war dieses Verhalten Goethe's fern.

Hierzu gebrach es aber auch an Veranlassung. Von keiner Seite wird Kotzebue'n das Zeugniss versagt, dass sein häusliches Leben ein vollkommen sittliches war; nur wenn er in eine, auch engere Oeffentlichkeit heraustrat, berauschte ihn „Die Sucht zu glänzen" so, dass er Haltung und Maass verlor. Aber Goethe befolgte sein ganzes Leben hindurch den Grundsatz, alle Verbindung mit Personen, mit denen in bisher vertrauter Weise umzugehen seinem eigenen Wesen widersprach, ohne Zaudern offenmüthig abzubrechen, anstatt eine lügenhafte Scheinfreundschaft hinzuschleppen und sich dadurch innerlich zu schädigen, ohne den andern Theil zu beglücken. Die entscheidenden Gründe der Lösung vertraulicher Verhältnisse liegen manchmal nicht sichtbar auf der Hand und bilden daher heut zu Tage Gegenstand lebhafter Erörterungen, aber dem, der in Goethe's Wesen eingedrungen ist, sind sie verständlich. Als Beispiele mögen nur genannt werden die Beziehungen zu Friederike Brion, Lilli Schönemann, Frau von Stein, Bettina von Arnim, sowie zu Klinger, Klopstock, Lenz, Lavater, Bürger, Herder, Seebeck; auch der Herzog Karl August kann hier angeführt werden, zu dem Goethe seit der durch die Jagemann herbeigeführten ersten Theaterkatastrophe von 1810 nicht mehr als Freund, sondern als Unterthan sich stellte. Jene Personen indessen — mit Ausnahme von Klopstock und einigermaassen Frau von

Stein — ergaben sich still in Goethe's Entschliessung, während Kotzebue sich nicht nur dagegen aufbäumte, sondern auch das Zerwürfniss in die gewohnte Oeffentlichkeit zog und dadurch entschieden die Schuld trug, dass der Bruch sich zur Feindseligkeit steigerte. Aber die scharfen Stachelverse Goethe's sind alle unter dem frischen Eindruck der Angriffe des Widersachers geschrieben; kein giftiges Wort folgte dem Todten.

III.

Ergänzende Bemerkungen zu dem vorhergehenden Artikel.

Wenn man Kotzebue den Hang zur Intrigue vorwirft, so stützt die Beschuldigung sich wohl hauptsächlich auf die in dem vorhergehenden Artikel erzählte, Schiller zugedachte Huldigung. Ich habe sein Leben vielleicht eingehender studirt, als mancher Andere, und bin es der Wahrheit schuldig, den oft ausgesprochenen Vorwurf für ungerecht zu erklären. Eine durch grosse Weltkenntniss in den Grenzen des Anstandes gehaltene Offenheit, eine Eigenschaft, die dem Intriguanten ohne Zweifel fehlen muss, charakterisirte seine gesellschaftlichen und vor allen Dingen seine Familien-Beziehungen; und forscht man nach der Intrigue in Kotzebue's schriftstellerischer Thätigkeit, so stösst man nur auf offene Fehden, die diesen Namen wahrlich nicht verdienen — die unselige Jugendsünde ausgenommen, deren Folgen ihm eine unvergessliche Lehre gegeben hatten. Auch seine politischen Ansichten sprach er stets ohne Rücksicht auf den Zeitgeist offen aus; den Intriguanten kann man sich ohne Maske nicht denken.

Aber nicht um in dem gegebenen Fall den Ver-

dacht der Intrigue von Kotzebue abzulenken, berühre ich die Sache noch einmal: so erschöpfend die Darstellung des Freiherrn von Biedermann ist, so lässt sich doch noch einiges von dem verehrten Verfasser Unbenützte hinzufügen, was dem unparteiischen Leser das eigene Urtheil erleichtert.

Schon Falk*) ladet die Schuld an dem Hergange nicht auf Kotzebue's Schultern allein. „Man kann sogar", sagt er, „wie die Umstände vorlagen, nicht einmal mit Gewissheit behaupten, ob der mit Blasebälgen reichlich versehene Herd sich ihm, oder er sich dem Herde angetragen habe." Was mir jedoch in der erwähnten Schrift das Auffallendste scheint, sind die Worte: „Goethe schwieg und sagte damals (während der Vorbereitungen zu der Schiller-Feier) kein Wort. Es fehlte aber nicht an besonnenen Freunden, die, zu ihrem grössten Leidwesen, aus allen diesen Umständen eine Spannung zwischen beiden so ausgezeichneten Geistern weissagten" (Goethe und Schiller). Wie klein wird Goethe's Charakter dadurch dargestellt! Und Falk ist nicht der Einzige, der sich in diesem Sinne ausspricht. Palleske sagt**), nachdem er des projektirten Festes und der „schwarzen Pläne" Kotzebue's (Seite 494) kurz erwähnt (Seite 496): ... „Eben in dieser Zeit versuchte Kotzebue mit den nichtswürdigsten Mitteln den Bund der beiden Grossen zu sprengen" — (also durch Schiller gewidmete Lobpreisungen hätte das geschehen können? Goethe hätte sich darüber geärgert? Wäre vielleicht sogar neidisch gewesen?!) — „er stellte zunächst einen Montagsclubb auf. Er zeigte für Schiller's Genie die übertriebenste (?) Bewunderung. Er glaubte, Goethe nicht empfindlicher

---

*) Goethe aus seinem persönlichen Umgange dargestellt von Johannes Falk.

**) „Schiller's Leben und Werke" von Emil Palleske. Dritte Auflage. Berlin, 1860. Zweiter Band.

kränken zu können, als wenn er Schiller eine öffentliche Huldigung darbrächte.“ — Das glaubt ja Palleske auch, wie hätte sonst der Bund der beiden Grossen dadurch gesprengt werden können? Charaktere wie die Goethe's und Schiller's standen viel zu hoch, als dass kleinlicher Neid denselben hätte zugemuthet werden dürfen, und man mag Kotzebue vorwerfen was man will, Menschenkenntniss besass er in hohem Grade und musste das jämmerliche Fiasco voraussehen, das ihm die thatsächliche Absicht, an einem solchen Orte Unfrieden zu stiften, eingetragen hätte. Palleske gebraucht übrigens ein ganzes Arsenal von ehrenrührigen Ausdrücken, zu deren Begründung er wohl die Beweismittel nicht leicht hätte finden können.

Sonderbarer Weise enthält Kotzebue's Tagebuch über den Vorgang nur die wenigen Worte: „Weimar, 3. März 1802. Hierzu (zu der Krankheit eines Kindes) kommt die Geschichte mit Goethe wegen der ‚Kleinstädter‘ und die Hindernisse, welche die Theater-Vorstellung der Schiller'schen Scenen auf den fünften dieses zu Wasser machten, endlich das Einmischen meiner Mutter, welches mich unwiderruflich zu dem Entschluss bringt, nicht mehr in Weimar zu wohnen.“ Unter den hinterlassenen Papieren befindet sich der Entwurf eines Briefes von Kotzebue's Mutter an Goethe, in welchem sie ihn in höchst charakteristischer Weise zur Rede stellt. Ob dieser Brief in der That abgefertigt worden ist, weiss ich nicht. Uebrigens beweisen einige andere Schreiben an den Sohn, dass Goethe diesem die Schillerfeier nicht nachtrug. 1806 schreibt sie: „Es wird Dich von Goethe freuen, dass er kurz nach der Plünderung, wie Krause begraben wurde, auf dem Kirchhofe zu mir kam, mich fragte wie es mir gegangen, und wünschte, dass ich in sein Haus gekommen wäre. Er sei nicht ausgeplündert, weil er sich eine Sauve-garde, die ihm zwar viel gekostet, ausgebeten. Er habe bis auf den Wein

doch das Seinige behalten, und bedauerte mich sehr freundschaftlich über meinen Verlust.“ — 14. October 1808: „Wenn neue Stücke von Dir gegeben werden, hat er die ersten Proben bei sich, und hört nicht auf, die Schauspieler zu ermahnen, gut zu spielen.“ — Endlich 12. Juli 1815: „Der ‚Rehbock‘ gefällt Goethe sehr, er hält ihn für eines Deiner besten Lustspiele. Bei den Proben ist er immer gegenwärtig gewesen, und hat sich bald todt gelacht. Er schob auch seine Reise in das Bad auf, um es erst spielen zu sehen. Da die Damen zum Theil die Nase gerümpft, so höre ich, hat er ihnen seine Meinung darüber gesagt.“ Wie anders erscheint Goethe's Charakter aus diesen wenigen Auszügen, als aus der gewagten Voraussetzung, die geplante Schillerfeier hätte den Bund mit seinem grossen Freunde sprengen können! Dazu kommen noch die in einem späteren Kapitel angeführten ergänzenden Artikel des „Freimüthigen“; auch diese hatten keinen Einfluss auf Goethe's Ansicht von Kotzebue's Stücken und auf sein Benehmen der Mutter des Dichters gegenüber ausgeübt.

IV.

Urtheile über Kotzebue's Wirksamkeit als dramatischer Schriftsteller.

Es ist wohl kein deutscher Schriftsteller, bei seinem Erscheinen wie in seiner späteren Laufbahn, verschiedener beurtheilt worden, als Kotzebue. Schwärmerische Lobpreisungen und vernichtende Kritiken der Presse, Anerkennung von Seiten hochgeehrter Zeitgenossen und Schmähungen, wie sie nur der Partei-Hass erdenken kann, alles ist ihm in seinem bewegten Leben zu Theil geworden. Dem Zweck treu, der meine Feder leitet, stelle ich die Urtheile der Vergangenheit und Gegenwart zusammen, und überlasse dem Leser, sich ohne Voreingenommenheit ein Bild des Autors zu machen.

„Ohne Voreingenommenheit" ist ein gewagter Ausdruck, aber er mag stehen bleiben. Unsere Generation, die nur zufällig etwas von Kotzebue's Schriften in die Hand nimmt, kennt ihn nur aus den Werken, aus denen sie ihr literarisches Wissen geschöpft, und die Urtheile dieser Werke sind ausnahmslos unvortheilhaft; wenige gewähren ihm in einer oder der andern Richtung ein

geringes Maass Anerkennung. Die grossen Literarhistoriker sprechen natürlich ihre Ueberzeugung aus; die kleinen schreiben es ihnen nach. Schon das Urtheil Tieck's ist sehr streng. „Kotzebue", sagt er (Dramaturgische Blätter von Ludwig Tieck, Theil 1, Wien 1826, Seite 131), „dem manches gelungen ist, der mit der Bühne nicht unbekannt war, schwankte unendlich oft, noch schlimmer als Iffland, über die Grenze hinüber. Er ging keiner Gelegenheit zu lehren, zu kämpfen, zu satirisiren, aus dem Wege, nahm Alles, was sich ihm bot, um über Zeitgeist, Cultur, Wissenschaft und Kunst von seinem schnell erbauten Katheder verwirrt und unverständig zu predigen, ja am liebsten und sichersten über Dinge, von denen er gar nichts begriff, wie über Philosophie und Naturforschung, und träumte Siege, wenn ebenso unverständige Zuhörer Dinge verlachten, die ihnen ihr Dichter in Fratzen verwandelt hatte. Daher sehen wir auch Stück für Stück dieses ehemaligen Günstlings verschwinden: wodurch er sich lebendig und reizend erhalten wollte, das ist es gerade, was ihn jetzt schon, auch dem blöderen Auge, als abgeschmackt darstellt." — „Man hat Kotzebue vielfältig gelobt und getadelt", sagt Julian Schmidt, „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod", Leipzig 1858, erster Band, Seite 319, aber den Hauptpunkt hat man übersehen, dass nämlich sein Naturalismus sich nicht unbefangen dem Instinkte der Menge anschloss, sondern dass er mit unerhörter Consequenz ein schädliches Princip verfolgte. Dass ein Dichter, der ein Viertel-Jahrhundert das deutsche Theater beherrschte und in sämmtlichen europäischen Sprachen als dessen vorzüglichster Repräsentant gefeiert wurde, mit dem Männer wie Wieland, Johann Müller, Schlözer, Jacobi, Ramler, Engel u. a. in den Formen der grössten Hochachtung umgingen, nicht ganz ohne Verdienst sein kann, wird nur derjenige bezweifeln, der an Wunder glaubt. Kotzebue besass

eine Einbildungskraft, die an Lebhaftigkeit ihres Gleichen sucht.... In dem Götzendienst der Natur standen Goethe und die übrigen Dichter am Ende des Jahrhunderts auf derselben Seite mit Kotzebue, aber sie waren edle Naturen, und Kotzebue eine „gemeine Natur". Die Vertheidigung der sogenannten Natur gegen Sitte, Bildung, Recht und Autorität ist der rothe Faden in seinen sämmtlichen Schauspielen.... Der Zustand, in dem sich Eulalia (in „Menschenhass und Reue"), die ihrem Mann mit einem Liebhaber durchgegangen ist, in ihrer Reue zu den Füssen aller auftretenden Personen windet, muss jedes Gefühl empören.... Die Sprache in seinen Lustspielen ist entsetzlich roh...." Der Verfasser hatte das besprochene Stück lange nicht gelesen, als er obige Zeilen niederschrieb, und vergessen, dass Eulalia nicht mit ihrem Liebhaber, sondern allein — nach dem ersten und einzigen Fehltritt — entflieht.

Hier muss ich inne halten, um hervorzuheben, dass auch Julian Schmidt sich eine Roheit hat zu Schulden kommen lassen. Im zweiten Band des angeführten Werkes, Seite 384, schimpft er Kotzebue; der Aesthetiker schimpft. Ob das in einer Literatur-Geschichte nothwendig ist, ob das nicht viel mehr der Würde eines ernsten Werkes und seines Verfassers Abbruch thut, will ich nicht untersuchen.

Vilmar in seiner Geschichte der „Deutschen National-Literatur", Marburg und Leipzig, Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung, 1845, Seite 627, spricht ebenfalls ein strenges Urtheil aus. „Alles was in den bisherigen Richtungen im Einzelnen Tadelnswerthes lag, die nüchterne Darstellung der nüchternen Wirklichkeit, das Weinerlich-Rührende, das Bombastisch-Aufgeschwellte und Unwahre, die bürgerliche Plattheit, die sentimentale Zimperlichkeit und den ritterlichen Humpenspuk zusammen zu fassen, war August von Kotzebue berufen." — In diesen und ähnlichen Aus-

drücken geht die Besprechung weiter und findet die Possen besser als die Schauspiele.

J. G. Eichhorn, „Geschichte der Literatur", vierter Band, zweite Abtheilung, Göttingen 1808, spricht Kotzebue sogar das dramatische Talent ab, indem er die Erfolge der Theaterstücke einzig auf die genaue Kenntniss dessen, was auf dem Theater Wirkung thut, zurückführt.

Wolfgang Menzel's („Deutsche Literatur", Theil 3, zweite Auflage, Hallberger, Stuttgart 1836) Urtheil ist theilweise weniger schroff, obgleich auch er die „Weinerlichkeiten" verdammt und behauptet, sie seien bestimmt gewesen, in den Augen des sentimentalen Publikums „die vielen Sünden in Kotzebue's Privatleben mit dem Mantel der Liebe zuzudecken". Worin diese Sünden bestanden und aus welchen Quellen ihm das „Privatleben" so genau bekannt geworden, verschweigt er „Auch der platten Gemeinheit hat Goethe's aristokratische Frivolität Vorschub geleistet. Ohne Goethe würde Kotzebue nie gewagt haben, die liederliche Vornehmigkeit und die sentimentale Unzucht zu Herrscherinnen auf der Bühne zu machen", sagt Menzel Seite 351, und vorher Seite 91: „Es ist wunderbar genug, dass Kotzebue sich bei seinem ausserordentlichen Talente nicht zu einer freieren Stellung erhob. Wenn er nur wenigstens Alles verspottet hätte — aber das charakterisirt ihn als den ächten Sohn seiner Zeit, dass er, wie Goethe, nur nach einer Seite hin freien Geistes urtheilte, nach der anderen aber sentimentaler Schwäche sich hingab."

„In unserem Vaterlande", sagt Heinrich Laube in seiner „Geschichte der deutschen Literatur", Stuttgart 1840, Band 3, Seite 223, „hatte Kotzebue sich in tiefen Misscredit gebracht, der auch da nicht von ihm wich, wo er in strömender Theaterfruchtbarkeit auf mancherlei Dank Anspruch machen konnte — der nicht von ihm wich, da er mit aller übrigen Welt die Franzosen hasste und industriös mit seiner Feder ver-

folgte.“ Seite 224: „Sein Verdienst um das Lustspiel ist nicht gering, betrifft indessen vorzugsweise nur die Praxis desselben, wenn hierunter rascher Dialog, rasche Wirksamkeit des Themas und rasche Anfertigung verstanden sein soll. Der Mangel eines Kotzebue wird am lebhaftesten von den Schauspielern bedauert. Er übertraf zwar alle durch Lebendigkeit, seine Stücke sind zwar alle reicher an Einzel-Leben und Bewegung, und er hat darin manche uns eigenthümliche Schwerfälligkeit beflügelt, aber es fehlt daneben nicht an Nachtheil! Eine solide, gegliederte, unübertriebene charakteristische Begründung fehlt ihm zumeist....“ Seite 225: „Die strudelnde Bewegung, welche er in's Lustspiel gebracht, das er durch wendungskecken, munteren Dialog belebt hat, sie ist der günstigste Punkt, der ihm bei unserer theatralischen Geschichte nicht abgesprochen werden darf.“ —

Goedeke, „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“, Hannover 1859, Band 1, Seite 1058, behauptete: „Vom künstlerischen Standpunkte haben die Theaterstücke Kotzebue's sammt und sonders gar keinen Werth, da sie weder ein poetisches Problem behandeln, noch durch poetische Behandlung ergriffener Probleme mit der Unpoesie derselben auszusöhnen bemüht oder vermögend sind.“ Weniger streng urtheilt Heinrich Kurz, „Deutsche Dichter und Prosaisten, zweite Abtheilung, Band 3, Leipzig 1865, Seite 517: „Die Vergessenheit“, sagt er, „in welche der einst so beliebte Dichter gesunken ist, möchte auf den ersten Anblick das Urtheil bestätigen, das seine früheren Gegner über ihn ausgesprochen haben; allein bei näherer Betrachtung wird man zur Ueberzeugung gelangen, dass jenes Urtheil doch zu schroff und einseitig war, und dass die Vergessenheit, in welche er gerathen ist, zum Theil anderen Gründen zugeschrieben werden muss, als denjenigen, welche man während seines Lebens gegen ihn geltend machte.“

Solcher und ähnlicher Besprechungen der Kotzebue'schen Schriften giebt es unzählige; der Gesammt-Charakter derselben ergiebt sich zur Genüge aus den oben angeführten, und ich füge nur noch einige Zeilen von Gervinus, „Geschichte der poetischen National-Literatur", Leipzig 1844, Theil 3, hinzu: „Kotzebue hielt seine Stücke so im allgemeinen Theaterschnitt", sagt er Seite 550, und ferner, „dass sie von ihrer technischen Seite immer etwas Typisches behalten, und sich insofern jeder Zeit zur Akkomodation empfehlen werden: Denn dies ist, was das Publikum allein im Theater sucht, die Befriedigung eines Sinnenbedürfnisses, und dies lässt sich mit den Kotzebue'schen Stücken so leicht erreichen.... Wenn Jemand über die deutsche Schwerfälligkeit, über Mangel an Esprit, an Routine und Gewandtheit Klage führen will, dem dürfen wir die 211 Schauspiele dieses Mannes zeigen." Gervinus verwirft Jean Paul's Idee eines Vergleichs Kotzebue's mit Molière und kommt dann auch auf die Immoralität der Werke des Ersteren, denen er einen sehr ernsten Vorwurf macht. „Vergebens", sagt er, „provocirte Kotzebue, wenn er sich eifrig gegen den Vorwurf der Immoralität in seinen Schriften zu retten sucht, auf Goethe, auf Schlegel, auf Gemingen, die in ähnlichen Werken sich ähnliche Freiheiten genommen hätten, wie er. Nicht das Einzelne gewann ihm diesen Vorwurf, nicht das Factische war es, was man verfolgte, sondern die ganze Gesinnung, die durch tausend Masken durchscheint, die alle Moralpredigten auf den Lippen Lügen straft, die sich durch ein Nichts kenntlich macht, wenn ein Schwall von Rethorik sie verstellen soll." —

Fasse ich diese Urtheile zusammen, so ergiebt sich aus denselben mit wenigen Ausnahmen: Anerkennung des Talentes, sogar des Einflusses den Kotzebue auf Belebung der Schwerfälligkeit des deutschen Lustspieles gehabt, aber zugleich der Vorwurf des

Mangels an gründlicher Charakteristik, der Sentimentalität, und vor allen Dingen des Prinzipes der Unmoralität, das sich als der rothe Faden in seinen Werken erweist.

In einer Schrift: „A. von Kotzebue, sein Leben, Wirken und tragisches Ende", Manheim 1819, heisst es: „Kotzebue ist todt. Ueber sein Leben und seinen Charakter sind Licht und Schatten verbreitet, die Nachwelt wird über ihn richten, da in diesem Augenblicke die Mitwelt wohl zu befangen dazu ist, und jene wird, wie beinahe immer, die Wahrheit in der Mitte finden." Die obigen Auszüge beweisen, dass der Verfasser des Büchleins sich geirrt hat; nicht in der Mitte steht das Urtheil der Nachwelt. Ich könnte hier anführen, dass manche der Herren Richter nicht die Hälfte der Kotzebue'schen Stücke kennen, die sie in Bausch und Bogen verdammen; einige sprechen von neunzig bis hundert, während ihrer zweihundertundelf existiren. Aber sie brauchten ja auch nicht alle zu lesen, der Geist des Verfassers musste ihnen, wie es scheint, schon aus der Hälfte deutlich genug hervortreten, und sie unterliessen es, in der zweiten Hälfte den Stoff zu einer etwas milderen Besprechung zu suchen.

Bevor ich zu den Urtheilen der Zeitgenossen übergehe, oder solchen, die bald nach Kotzebue's Tode erschienen, möchte ich an die Zeit erinnern, in welcher seine schriftstellerische Thätigkeit begann, und die doch zweifellos einen entschiedenen Einfluss auf die Entwickelung seines Talentes gehabt hat. Den wenigen Worten, die ich darüber zu sagen habe, möchte ich als Motto folgenden Theaterzettel vorausschicken. (1798): „Mit gnädigster Kriegs- und Domänenkammer Bewilligung wird heute von der Vossischen Schauspielergesellschaft aufgeführt: ‚Die Unglücklichen', ein ganz neues Lustspiel in einem Aufzuge von Kotzebue." Den handelnden Personen ist die Bemerkung beigefügt: „Man denke nicht, dass dieses Stück traurig

und zum Weinen eingerichtet ist, weil der Titel vom Unglück spricht, nein, man findet genug Stoff zum Lachen. Die darin handelnden Personen sind meist Caricaturen und Narren, die Kotzebue vortrefflich zu schildern weiss. Auch wird in diesem Stück die hier so beliebte Polonaise gespielt."

Beim Lesen dieses Zettels, der doch schon dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts angehört, denkt man unwillkürlich an die Naivität der damaligen Theaterverhältnisse. Ein Publikum, das dergleichen als natürlich hinnahm, musste kein verwöhntes sein. Und in der That hatte es, mit wenigen Ausnahmen, die ihm das Aufblühen der Pracht-Periode der deutschen Literatur bot und die es kaum zu verstehen vermochte, sich mit dramatischen Produktionen begnügen müssen, die nur noch zum Theil in der Literatur-Geschichte erwähnt werden. Wer denkt noch an Burghauser, Theaterdichter bei der Möserischen Gesellschaft zu Breslau (1790), an Eckardt, Theaterdichter zu Riga (1784), an Grüner in Königsberg (1790), an Lauson, Plünnicke, Schink und viele andere, die derselben Zeit angehören? Auch Jünger, Schröder und die Genossen, die schon zum Theil in unser Jahrhundert hineinragen, sind vergessen.

Dieser Art waren die meisten Vorgänger Kotzebue's; dass er sie sämmtlich übertraf, können auch seine entschiedensten Gegner nicht leugnen. Ein neues Leben wehte durch die Theaterzustände nach dem Erscheinen seiner ersten Stücke; das Interesse des Publikums wuchs. „Es beginnt mit seinem Auftreten", sagt Döring in „Kotzebue's Leben" Seite 402, „besonders für das Lustspiel, das, nach dem zu urtheilen, was Engel, Schröder, Jünger, Bretzner, Brandes und Andere in dieser Gattung geliefert, in der deutschen Literatur so weit hinter anderen Dichtungsarten zurückgeblieben war, offenbar eine neue Epoche." Seite 257: „Kein Unparteiischer wird verkennen, dass er für die Aus-

bildung der gesellschaftlichen Sprache, für die Beseitigung des Theater-Pedantismus der Deutschen und für die Möglichkeit einer deutschen Nationalbühne, vorzüglich im Lustspiel, fortwährend und unermüdlich gewirkt hat." — Ich führe diese viel später geschriebenen Zeilen an, weil sie ein Bild der öffentlichen Meinung beim Erscheinen der ersten Stücke Kotzebue's auf der Bühne geben. In der That nennen Zeitgenossen die Aufführung derselben eine Revolution. „Menschenhass und Reue" entzückte das damalige Publikum in einem Grade, von dem heut zu Tage wohl selten ein Beispiel vorkommt. „Eulalia-Häubchen" wurden Mode, die Darstellerinnen der reuigen Sünderin feierten auch ausserhalb der Bühne manchen Triumph. Im Nachlass Kotzebue's befindet sich, neben vielen anderen Gedichten, sogar ein Sonett, das ein sächsischer Finanzrath nach der Vorstellung des erwähnten Schauspiels geschrieben und dem Verfasser übersandt hatte. Der Enthusiasmus hat sich lange erhalten, auch für die Possen. Noch im Jahrgang 1810 des „Morgenblattes für gebildete Stände", Seite 732, befindet sich die Correspondenz-Nachricht aus Berlin: „Gestern elektrisirte eine neue Kotzebue'sche Posse: Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen, unser Publikum."

Gewiss ist übrigens, dass die Kritik früh begann, von dem allgemeinen Enthusiasmus des Publikums abweichende Meinungen auszusprechen. Schon die „Allgemeine Literatur-Zeitung" vom Jahre 1792 (Band 3, Nr. 234, Seite 497) erklärt den Beifall, den die Stücke fanden, und sagt: „Das Publikum fing an, der sogenannten Spektakelstücke überdrüssig zu werden. Unsere wenigen guten dramatischen Dichter hatten sich in der Weile, als dieser kindische Tand die Theater füllte, grösstentheils zurückgezogen ..... In diesem Augenblicke trat Herr von Kotzebue auf. Er war schlau genug, die augenblickliche Stimmung und Laune des Publikums zu nutzen. Gefühle, die sich in einem so-

noren Redefluss ergiessen, eine gewisse Kraft und Derbheit der Sprache, Deklamation mit einem Scheine von Empfindung tingirt, handgreiflicher Witz, eine bequeme Moral, Trotz gegen Konvenienzen, Eifer gegen alte Einrichtungen — alles das stimmte zu gut mit der eben herrschenden Stimmung und dem Modegeschmack der Menge, dass es ein Wunder gewesen wäre, wenn Stücke mit diesen Eigenschaften weniger Aufsehen erregt und weniger Beifall gefunden hätten. Er wird ihnen bleiben, so lange diese Stimmung der Gemüther dauert, und was alsdann davon noch übrig bleiben wird, muss die Zeit lehren. Dass sie einst anderen werden weichen müssen, wie andere ihnen weichen mussten, kann nichts gegen sie beweisen." — In der „Kritischen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Köthen 1795) heisst es, Band 2, Seite 339: „Die strenge Kritik hat in Hinsicht auf die festgesetzten Regeln der Dramaturgie, sowie auf Fiktion und Darstellung an den Stücken der Kotzebue'schen Muse von jeher immer viel auszusetzen gefunden. Nichts desto weniger wurden sie auf Deutschlands Bühnen, wie in den Lesezirkeln mit grösstem Wohlgefallen aufgenommen, und selbst der Mann von Geschmack und Einsicht las sie mit Vergnügen und konnte ihnen, seinem Gefühl nach, seinen Beifall nicht versagen, wenn er auch öfters sich genöthigt sah, das Urtheil des Kunstrichters zu unterschreiben." Jorden's „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" spendet Kotzebue reiches Lob, fügt jedoch hinzu: „Er macht aber von seinem schönen Talente nicht immer den besten Gebrauch, wie er könnte, um ganz vollendete Meisterstücke zu liefern. Er ist zu sorglos und leichtsinnig, um überall in seinen Schauspielen und Romanen ein wohl überdachtes und in den Theilen wohl zusammengefügtes Ganze zu bilden....."

In wie überschwänglicher Weise dagegen andere ihr Lob aussprachen, davon nur ein Beispiel. Das

„Journal von und für Deutschland“ (Jahrgang 1791, elftes Stück, Seite 920) bespricht mehrere der Kotzebue-schen Stücke und sagt von „Menschenhass und Reue“: „Der einzelnen schönen Maximen darin sind sehr viele, sie könnten Texte zu den herrlichsten moralischen Abhandlungen geben....“ und von dem „Sonderling“: „Bei einem so sententiösen Schriftsteller, bei einem Schriftsteller, der den bekanntesten Sittenlehren durch Wendung und Ausdruck so viel Neuheit zu geben weiss, würde es leicht sein, aus jedem seiner Stücke ein Chrestomathie von auffallenden Sentenzen auszuziehen, vorzüglich liesse sich aber aus dem ‚Bruder Moritz, der Sonderling‘ sammeln.“ — Auch solcher Besprechungen giebt es viele, wenn auch weniger als der obigen Gattung. Sie beweisen, dass Kotzebue's Immoralität nicht Jedermann aufgefallen war. Das Journal schliesst seinen Artikel mit folgenden Zeilen: „W. Richardson schrieb 1793 einen Versuch über die wichtigsten Charaktere in Shakespeare's Werken. In dieser Schrift ist nicht Shakespeare's poetische Kunst detaillirt, sondern seine Menschenkenntniss, moralischer Nutzen seiner Schauspiele in der Darstellung der Charaktere gezeigt. Etwas Aehnliches sollte man über unsere guten Schauspieldichter schreiben, und da könnten die Werke Kotzebue's reichlichen Stoff darbieten.“ Die „Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen, unparteiischen Correspondenten“ enthält der preisenden Artikel viele, und sogar die obersächsischen Provinzial-Blätter, die sonst Kotzebue sehr gram sind, stellen verschiedene seiner dramatischen Arbeiten sehr hoch.

Auch Bouterwek's Urtheil (Geschichte der Kunst und Wissenschaften, 1819, Band 2) ist dem Dichter günstig. „Kotzebue wird in der Geschichte des deutschen Theaters unvergesslich bleiben“, sagt er, „wie auch immer das Urtheil der Nachwelt über ihn ausfallen mag, nachdem Deutschland noch keinen Schriftsteller gehabt, der so vieles für das Theater und ausser-

dem vielerlei geschrieben, dessen dramatische Werke in ganz Europa ein solches Glück gemacht, gegen den sich, dessen ungeachtet, die Kritik der Gebildeten fast einstimmig erklärt." Der letzte Satz ist, nach dem massenhaften Material, das mir vorliegt, nur zum Theil richtig; man müsste sonst zugeben, dass das applaudirende Publikum ausschliesslich aus Ungebildeten bestand.

Den ernsten, kritischen Besprechungen und den Lobeserhebungen lässt sich eine dritte Gattung entgegenstellen — die der sehr scharfen, oft spöttelnden und sogar hämischen Urtheile. Besonders that sich hierin die „Zeitung für die elegante Welt" hervor, bisweilen in wenig geistreicher Weise. Bei Gelegenheit der Besprechung des Schauspiels „Hugo Grotius" z. B. sagt sie: „Dieses Stück könnte eben so gut Moritz Holderbusch, Marie Reggersberg oder Bahrdt mit der eisernen Stirn genannt werden. Bahrdt mit der eisernen Stirn? wird man fragen. Ja, denn Hugo erscheint mit einem stattlichen Bart, und die eiserne Stirn würde man nicht weit zu suchen haben und nahe finden." Diese Kritik hat ein kulturhistorisches Interesse. Die Probe wird genügen, und ich übergehe eine Anzahl schroffer Besprechungen.

Streng genug, aber mit einem anerkennenden Schluss klingt die von Koberstein in der oft citirten „Geschichte der deutschen National-Literatur", Theil 2, Seite 712, angeführte Ansicht Bernhardi's in Betreff einiger Kotzebue'scher Stücke. Er sagt unter anderem von „Benjovski": „das Schauspiel habe alle Vorzüge und Fehler seiner besseren Stücke; Fehler — als da seien: eine unzusammenhängende Handlung, überflüssige oder locker mit dem Stück zusammenhängende Personen, überflüssige Züge in ihrem Charakter, müssige Scenen, falsche Delikatesse, Unlauterkeit und Immoralität der Gesinnungen, verfehlte Naivität, Mangel an Schluss etc. Vorzüge: nämlich Spannung der Neugier und der Phan-

tasie, Rührung, komische Kraft, schöne Charakterschilderungen, feinen treffenden Witz, eine schöne Sprache, theatralische Tendenz und Wirkung etc.“ An einer anderen Stelle (ebenfalls dem Werke Koberstein's, Theil 2, Seite 713 entnommen) bespricht Bernhardi die Wirkung Iffland's und Kotzebue's auf die deutsche Bühne, und zwar so, dass Iffland viel tiefer zu stehen kommt, als Kotzebue. Dieser sei der bei weitem unschuldigere: „Seine Zeichnungen und Stücke sind kühner und kraftvoller, er ist im Inneren reicher und poetischer“, sagt er, „seine Darstellungen sind individueller und bei einer guten Truppe, wo seine Stücke mit einer gewissen Energie und Glanz dargestellt werden könnten, müsste bei manchem selbst das Kennerauge über den wahren Werth irre werden können.“

Ungefähr in demselben Sinne spricht sich die „Gothaische gelehrte Zeitung“ (Jahrgang 1799, einundsechzigstes Stück, Seite 524, 525, 537) aus in einer Recension der Stücke „Falsche Scham“, „Lapeyrouse“ und „Die Versöhnung“. Von letzterem sagt sie: Es hat, wie alle Stücke des Verfassers, einzelne Scenen, die das Herz mit sich fortreissen, zwar nicht feine, aber ziemlich richtige Zeichnung der Charaktere, eine natürliche Handlung und gut vorbereitete Katastrophe.“

Nachdem ich weiter oben die sehr strengen Urtheile der Literaturgeschichte unserer Tage wiedergegeben und in kurzen Zügen die Kritik der Zeitgenossen charakterisirt, gebietet mir die Pflicht der Unparteilichkeit, dem Leser auch sonstige Mittel an die Hand zu geben, sich eine eigene Ansicht zu bilden. — Die Gefahr der Ermüdung lässt sich ja leicht durch Ueberschlagen umgehen. — Es existirt eine ganze Literatur von Büchlein und Broschüren über Kotzebue, die theils bei seinen Lebzeiten, grossentheils nach seinem Tode erschienen sind. Diese Literatur ist längst vergessen und nur im Staube grosser Bibliotheken oder antiquarisch wieder zu finden. Dass auch hier scharfe Urtheile

nicht selten vorkommen, ist selbstverständlich, aber in den meisten der von mir aufgefundenen Schriften spricht sich doch die Absicht aus, dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Büchlein, das manches harte Wort enthält (Kotzebueana: Hamburg, bei Gottfried Wollner) sagt Seite 22: „Dass Kotzebue der Rührung, auch ungekünstelter, fähig war, bin ich überzeugt. Dass er ohne Prätension oft Gutes gethan, ist gewiss.....“ Seite 93. „Als Dichter mehr ein Dichter der Schönen, als des Schönen, mehr ein Dichter aller Nationen, als einer Nation, kein Mann von grossem Genie, aber ein Mann von grossem Talent, weniger hervorstechend durch die Originalität seiner Ideen, als durch Witz-Reichthum und seltene Produktionskraft, nicht ungeübt im Kolorit, kein Neuling in Farben, ein Meister in der Situation, unübertroffen im Dialog... aber ohne echt idealischen Aufschwung in den Charakteren.... etc.“ — Ein Mann, der Kotzebue durchaus nicht wohlwollte, Hartwig von Hundt-Radovski, ruft dem Geopferten folgende Worte nach (Kotzebue's Ermordung, Berlin 1819, Seite 32): „Kotzebue wird wegen seiner wahrhaft schöpferischen Erfindungskraft, seines echt komischen Witzes und seines seltenen Talentes, Zuschauern und Lesern bald ein Lächeln, bald Thränen zu entlocken, seinen Rang unter den ersten dramatischen Dichtern Europas behaupten.“ — Nikolai (Kotzebue's literarisches und politisches Wirken, Seite 80) fügt einigen anerkennenden Worten folgendes hinzu: Wenn man Schiller mit Aeschylus und Goethe mit Sophokles vergleicht, so könnte man Kotzebue vielleicht mit Euripides vergleichen, und in der That hat er viel von dessen Tugenden und Fehlern, sowie er auch in A. W. Schlegel seinen Aristophanes gefunden hat...“

Den Ansichten dieser mehr oder weniger unbekannten Männer lasse ich diejenigen einiger nicht bezweifelter Autoritäten folgen. Ich lege eine grosse

Anzahl von Briefen aus Wien bei Seite, in denen von der enthusiastischen Aufnahme der Kotzebue'schen Stücke im Burgtheater die Rede ist — trotz der vielen und kleinlichen Striche der Censur, die z. B. sogar den Titel „Der deutsche Mann" in „Der Oheim vom Lande" verwandelt hatte — und gebe zuerst einen Brief Wieland's an Böttiger (aus „A. von Kotzebue's Leben" von Döring, Seite 253). „Ich bediene mich Ihrer gütigen Erlaubniss", schreibt er, „indem ich Ihnen das mir von Herrn von Kotzebue anvertraute Manuskript der „Hussiten vor Naumburg" übersende, mit der Bitte, solches baldmöglichst wieder in die Hände desselben zurückgehen zu lassen, und ihm, nebst Bezeugungen meines wärmsten Dankes für die Mittheilung, zugleich ein paar herzliche Worte zu sagen von dem ganz ausnehmenden Vergnügen und der innigen Rührung, womit ich es an einem schönen Morgen dieser vergangenen Woche im Tieffurt'schen Elysium durchgelesen habe. Ich müsste mich sehr irren, oder dieses neue Produkt des Geistes und Herzens unseres unerschöpflichen Freundes ist in jeder Rücksicht nicht nur das schönste und vollkommenste aller seiner bisherigen Werke, sondern in Hinsicht auf die Wirkung, die es auf Leser und Hörer und Zuschauer thuen muss, das Non plus ultra dessen, was die dramatische Muse über menschliche Gemüther vermag." So urtheilt in der damaligen Zeit ein grosser Dichter über ein wegen seiner Sentimentalität heut zu Tage ganz besonders verschrieenes Werk! Und Müllner schreibt, Weissenfels, 14. Januar 1816: „Glauben Sie nicht, mein hochverehrter Freund, dass es einst ein Jahrhundert geben kann, woselbst Ihre terpsichorisch leichten Gestaltungen kalt und schwerfällig erscheinen und nur den noch lebhaft ansprechen, der die uralte Zeit von 1801 studirt hat? — Und doch wird dann gerade der Umstand, dass anno 2801 die Besseren Ihren Namen noch kennen und nennen, die Bürgschaft übernehmen, dass Sie zu

Ihrer Zeit den Meisten gefielen. Wenn nicht, nach Bülow's Prophezeiung, die Tartaren Europa entcivilisiren, so werden die Besten Ihrer Werke den letzten Knochenstaub ihrer schulbestaubten Tadler überleben. Hätte es zur Zeit des genialen Lopez de Vega in Spanien deutsche Recensenten gegeben, so würde dieser Bühnendichter nicht minder angebellt worden sein wie Sie."

Auch ein Brief von Rammler, Berlin, 1. November 1794, ist nicht ohne Interesse, wenigstens in culturhistorischer Hinsicht. Er schreibt, dass das Schauspiel „Die Negersklaven" nicht aufführbar sei und fährt fort: „Das deutsche Publikum kann die lebendige Darstellung so vieler Grausamkeiten nicht aushalten, und findet die Wahrheit selbst hier unwahrscheinlich. Ueberdies machte das Berliner Parterre bei einem sonst guten Stücke, worin zwei schöne Gesichter geschwärzt erschienen, einen solchen Lärm, dass man es nicht wieder aufführen konnte: was würde geschehen, wenn das ganze Theater voll schwarzer Leute wäre?" Goethe's Urtheil über Kotzebue findet sich in dem Artikel des Freiherrn von Biedermann, es wäre überflüssig, etwas hinzuzufügen.

Wie Goethe sich mit Kotzebue's, von Julian Schmidt verspottetem „Schutzgeist" beschäftigt hat, ist in dem erwähnten Artikel berichtet. Ich habe mich vergebens an die Erben Goethe's gewandt, mit der Bitte, wenigstens Auszüge aus dem Manuskript machen zu dürfen. Es war nicht auzufinden gewesen.

Seume's „Obolen" liegen vor mir. In dem zweiten Bändchen heist es Seite 169: „Kotzebue, der ein Lieblingsmann des grössten Theiles unseres Publikums ist und es in mancher Hinsicht sehr verdient, entspricht dieser Forderung der Kritik nicht, denn kein einziger seiner Haupt-Charaktere hat durchaus psychologische Richtigkeit und gehörige Haltung, selbst der Vollendetste, nämlich der Unbekannte in „Menschenhass und Reue",

nicht. Und doch sieht man die meisten seiner Stücke, trotz der Kritik, mit mehr Vergnügen als andere, denen man das Verdienst einer richtigen Zeichnung der Charaktere vielleicht nicht absprechen kann, wo aber alles nur kalte Zeichnung ohne einen einzigen Hauch des Genies ist. Er hat die Gaben des schönen Dialogs, des lebhaften Witzes, zuweilen der treffenden Satire, und seine einzelnen Züge sind voll von Menschenkenntniss und feiner Charakteristik, so dass man eine kleine Inconsequenz im Ganzen kaum gewahr wird. Er ist einer von den Schriftstellern, von welchen man behaupten darf, sie würden mehr geschrieben haben, wenn sie weniger geschrieben hätten; wenn sie das, was ihren eigenthümlichen Werth macht, zur Vollendung einzelner Werke concentriren wollten. Doch möchte ich glauben, dass das Studium und die Erlernung einer Kotzebue'schen Rolle, trotz der kleinen pathologischen Widersprüche in denselben, dem Schauspieler weniger Mühe macht, als einer anderen, die weiter keinen Fehler hat, als dass sie in ihrer Einförmigkeit nichts Wichtiges für die Menschheit giebt."

Der sonst so strenge Börne, der übrigens in Betreff der Trauerspiele Kotzebue's entschieden auf die Seite der Tadler tritt, sagt in seinen kleinen Schriften, bei Gelegenheit der Aufführung des Lustspiels „Die gefährliche Nachbarschaft": „Welch ein tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohlthätiges Geschenk des Himmels. Bedenkt man, dass dessen Lustspiele schon dreissig Jahre alle deutschen Bühnen versorgen, dass unter denen, die ihnen zugehört, Niemand ist, den sie nicht ergötzen, zählt man die fröhlichen Stunden zusammen, die sie jedem Einzelnen, sowohl beim Lesen als beim Vorstellen, gemacht, dann kommt die grosse Rechnung heraus, dass ein einziger Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie

hätte das Alterthum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt!“ Zu seinen lebhaftesten Bewunderern gehörten erklärlicher Weise die Schauspieler, die stets neue Rollen erhielten, und die Theater-Intendanten und Direktoren, denen daran lag, ihr Publikum durch Neuheiten anzuziehen. Iffland stellte die Kotzebue'schen Stücke durch die Bank sehr hoch. — In einem seiner Briefe, Berlin, 25. Oktober 1799, ruft er aus: „Das Trauerspiel ‚Oktavia‘ habe ich mit innigster Rührung, Verehrung und Bewunderung gelesen!“ Von Schröder's Briefen haben sich sehr viele erhalten; der Künstler, der zugleich Leiter einer Bühne war, spricht sich sehr anerkennend und dankbar über die ihm zugesandten Geistesprodukte aus, macht jedoch Kotzebue auch hin und wieder auf nothwendige Aenderungen aufmerksam. Der Ton, der in der Correspondenz herrscht, ist ein sehr freundschaftlicher. „Den herzlichsten Dank für das vortreffliche Stück (die Verleumder)“, schreibt er, Hamburg, 18. Januar 1795. „Ich kann Ihnen nicht besser beweisen, wie werth es mir ist, als dass ich, der nie wieder eine neue Rolle spielen wollte, und seit dem Benjowski keine gespielt hat, den Moorland übernehme!.... Ueber „Rolla's Tod“ ist die Meinung des Publikums sehr getheilt. Bei den einzelnen vortrefflichen Scenen und Stellen ist mir das Ganze zu romantisch, zu opernartig. Ich glaube nicht, dass es sich lange auf dem Theater erhalten wird.....“ Einzelnes in den Briefen ist charakteristisch für die Auffassung der damaligen Zeit. Den 6. Mai, 13. November und 9. December 1795 schlägt er Veränderung für ein paar Stücke vor, lobt andere, spricht von dem grossen Erfolge des Schauspiels „Falsche Scham“ und sagt dann: Ich und meine Freunde haben bei der Durchlesung des „Peyrouse“ sehr geweint — aber der Schluss!! Das Ganze giebt mir das Bild eines ausserordentlichen, kühnen Jünglings, der sich fest vornimmt, mit Lebensgefahr einen unersteiglichen Felsen zu erklimmen, die Gefahr überstanden

hat, beinah am Ziele ist und dann wieder umkehrt.“ Nachdem Schröder den 21. Mai 1798 geschrieben: „Mir ist das Theater so ekel geworden, dass mich schaudert, wenn ich denke, dass ich hier noch ein paar Mal spielen muss; — ich bin es dem Publikum schuldig; kann ich mich aber losmachen, so geschieht es gewiss —“ wird die Correspondenz weniger lebhaft.

In welcher Art Kotzebue mit Dalberg in Mannheim verkehrte, davon hier nur zwei Proben. Dalberg schreibt ihm, Mannheim, den 12. Februar 1790: „Wenngleich ‚Menschenhass und Reue‘, das Lieblingstück des hiesigen Publikums, allgemein mehr gefallen hat, als die ‚Indianer in England‘, so hat letzteres Stück dennoch bei öfters wiederholten Vorstellungen viel Vergnügen gemacht, und wird jedes Mal häufig besucht. Fahren Sie fort, verehrungswürdiger Mann, die deutsche Bühne mit noch mehr ähnlich schönen, neuen Produkten ihrer dramatischen Muse zu bereichern! Aber vergessen Sie dabei nicht, dass Ihre Schauspiele mit besonderem Fleisse, Wahrheit, Anstrengung und Liebe für den Verfasser auf dem hiesigen Theater vorgestellt und mit sichtbarer Freude vom Publikum aufgenommen werden.“ Dalberg war bekanntlich selbst dramatischer Dichter und hatte, Wieland's Ansicht befolgend, und derjenigen Engel's entgegen, versucht, seine Stücke zu versificiren. Er sagt zum Schluss seines erwähnten Briefes: „Ich hasse übrigens alles zwangvolle Vorschreiben so sehr, als das gänzliche Verwerfen einer eigenen Gattung, wodurch der menschliche Verstand das ohnehin begrenzte Feld der schönen Wissenschaften erweitern kann, und wer so schön und wahr in dramatischer Prosa Theaterstücke zu schreiben weiss, als Sie, Herr von Kotzebue, thut besser, in einer solchen Prosa zu schreiben, als sich Fesseln durch Verse anzulegen.“ Dalberg wandte sich wiederholt an Kotzebue mit der Bitte um neue Stücke. „Es ist hohe Zeit“, schreibt er aus Mannheim,

8. Januar 1793, „dass die deutsche Bühne wieder ein neues Geschenk aus den Händen der dramatischen Muse empfange, denn die Quelle der brauchbaren Schauspiele, besonders der Trauerspiele, fängt an ganz zu versiechen, und die Theater-Direktionen sind darum sehr in Verlegenheit. Ihr neuestes Produkt wird wieder aufhelfen, lassen Sie mich also nicht länger darauf warten, verehrungswürdiger Mann!“

Jünger erzählt in einem Briefe aus Wien ohne Datum, dass an der „Sonnenjungfrau“ „fleissig gearbeitet“ wird, und drei neue Dekorationen und siebenundfünfzig Kostüme für die Aufführung verfertigt worden. „Es ist billig, dass Sie Wien besuchen“, fügt er hinzu; „dass man sich Ihrer Gegenwart sehr freuen würde, darf ich Ihnen wohl nicht erst versichern, — der Verfasser von ‚Menschenhass und Reue‘ ist gewiss überall willkommen.“

Alxinger schreibt einen verzweifelten Brief, Wien, 24. April 1795, über die nicht zu beseitigenden Hindernisse, welche die Censur der Aufführung von „Rolla's Tod“ und „Die Verleumder“ entgegensetzt. „Wie muss es uns bei der Armuth an guten dramatischen Werken zu Muthe sein“, fährt er fort, „wenn Männer, deren Stücke so viele Wirkung auf der Bühne thuen, uns die Annahme derselben unmöglich machen. Man hält es bei den jetzigen Zeiten für schädlich, für gefährlich, für jacobinisch, schlecht denkende Fürsten und Minister auf der Bühne zu zeigen, und Missbrauch der Gewalt oder Fehler der Staats-Verwaltungen dem ohnehin tadelsüchtigen Volke zu schildern.“

Wie freundschaftlich Engel für Kotzebue gesinnt war, geht beispielsweise aus einem Brief aus Berlin, 7. Februar 1790, hervor: „Der Lebensart müde, die ich führe“, schreibt er, „forderte ich von dem König meinen Abschied (als Leiter der Berliner Hofbühne) und erhielt erst schriftlich, dann mündlich den Befehl, dass ich meinen Nachfolger selbst nennen sollte. Sie

können leicht glauben, dass diese Herablassung mir meinen Schritt schon halb wieder leid machte, und doch war er einmal gethan und sollte nicht vergebens gethan sein. Ihr Name schwebte schon an der Spitze meiner Feder, ich wollte für Sie den Charakter eines Geheimraths, ein Gehalt von 1500 Thalern und einen Regisseur fordern.“ Die Ernennung unterblieb, Brühl erhielt die Stelle und schrieb Kotzebue aus Berlin, 20. Juli 1815: „Ich hatte in der Zeit von einem Bekannten erfahren, dass auch Sie meine jetzige Stellung zu erhalten wünschten, und mit aller Freimüthigkeit gebe ich Ihnen Ihr eigenes Geständniss zurück, dass Sie von allen Competenten der sind, mit dem ich ohne Groll in Rivalität gestanden und dem ich diesen Platz am liebsten gegönnt hätte. Leben Sie wohl, mein geehrter Freund, erhalten Sie mir wie bisher Ihr freundschaftliches wohlwollendes Andenken, sowie Sie auf das meinige unwandelbar rechnen können.“

Wie die anderen Freunde, so war auch Engel sehr offen in der Beurtheilung der Kotzebue'schen Stücke. „Nun zu Ihrem ‚Kinde der Liebe‘“, Schauspiel in fünf Aufzügen, sagt er in obigem Brief. „Das Schicksal solcher Kinder ist doch immer zu beklagen. Der arme Junge! Erschrecken Sie nur nicht, wenn ich Ihnen sage, dass er bei allen Talenten, die er haben mag, es nicht weit in der Welt bringen wird. Hier in Berlin wird er nicht aufkommen, in Hamburg nicht, in Dresden nicht, in Wien nicht, in Mannheim nun vollends nicht.“ Engel erzählt in einem späteren Brief, vom 9. April desselben Jahres, dass er vierzehn Tage lang vor der Sonne aufgestanden, um das erwähnte Stück umzuarbeiten und in vier Akte zusammen zu ziehen. „Sie verkennen Ihr Genie“, sagt er zum Schluss, „wenn Sie glauben, Sie wären nicht fürs Höhere geschaffen. Gerade dafür, nicht für das Niedere. Edle Charaktere, hohe Leidenschaften, darin sind Sie vortrefflich; auch im ‚Kinde der Liebe‘ vortrefflich.“

Das Lob der günstig Gesinnten lässt einen Punkt fast ganz unberührt, der in den Verdammungsurtheilen eine grosse, vielleicht die grösste Rolle spielt, — es ist der oft wiederholte Vorwurf: Kotzebue's Stücke seien unmoralisch. Koberstein führt in seiner „Geschichte der deutschen National-Literatur" an, dass schon 1791 in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" „der Unfug, der in den Kotzebue'schen Stücken mit der dramatischen Kunst getrieben werde, auf verständige Weise gerügt, und die nicht allein unkünstlerische, sondern auch unsittliche Natur derselben deutlich genug an's Licht gestellt wurde." Im Jahre 1795 hatte die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ihr Urtheil bedeutend gemildert, wie ich oben in einem Auszuge gezeigt; aber die angeführte Stimme war in Deutschland nicht die einzige; der gedachte Vorwurf kommt unzählige Male vor. In Wien war man hier und da derselben Meinung, wenn auch mit mehr Nachsicht. In dem Büchlein: „Einige Bemerkungen zu der Schrift des Herrn von Kotzebue: ‚Ueber meinen Aufenthalt in Wien'" (Wien 1880, bei Anton Doll dem Jüngeren, Seite 15) heisst es: „Nicht also, dass er unmoralische Charaktere schildert, sondern dass er sie so schildert, dass sie, statt abzuschrecken und zu entfernen, anziehen und liebenswürdig oder wenigstens bedauernswürdig erscheinen, dürfte es sein, was man ihm in dieser Hinsicht vorwerfen könnte". Auch Goethe erspart Kotzebue den Vorwurf nicht — ohne an das eigene Gewissen zu klopfen. Wolfgang Menzel sagt über diesen Punkt einige schwerwiegende Worte (deutsche Literatur, Theil 3, Stuttgart 1836, bei Hallberger, Seite 349): „Seine (Goethes) vornehme Geringschätzung der ordinären Moral, als einer nur gemeinen Naturen anklebenden Lächerlichkeit, seine ausschweifende Wollüstelei, haben unzählige Nachahmer gefunden, und sie sind es, womit er noch fortwährend eine unmoralische, mit der Genuss- und Geniesucht behaftete Jugend besticht." Dass Menzel

jede schwächere Seite Goethe's mit scharfen Worten angreift, ist bekannt. Wenn man aber Kotzebue wiederholt ein Erzeugniss seiner Zeit nannte, wenn man aus seinen Schriften erkennen musste, dass er nicht selten die grossen Vorbilder, die sich ihm boten, nachzuahmen strebte, wenn er sah, dass das Publikum auch an dem Nichtmoralischen keinen Anstoss nahm, so ist es wohl zu erklären, dass er die allgemeine Nachsicht auch in seiner Weise in Anspruch nahm. Dabei erlaube ich mir daran zu erinnern, dass die Literaturhistoriker, wie ich oben angedeutet, grossentheils durch Angabe einer, der Wirklichkeit oft weit nachstehenden Zahl der Kotzebue'schen Stücke, ihre Unkenntniss der übrigen zugeben; und es giebt deren in der That eine nicht unbedeutende Menge, in denen die reinste Moral herrscht. Der Forscher, dem daran gelegen, könnte sich leicht von dieser Wahrheit überzeugen; um ihm das Studium zu erleichtern, gebe ich im Anschluss ein vollständiges Verzeichniss der Kotzebue'schen Stücke, mit besondererer Berücksichtigung der Moralität. Vor allen Dingen aber ist die nicht vereinzelt vorkommende Anklage nicht mit Stillschweigen zu übergehen, Kotzebue sei bei seiner Unsittlichkeit systematisch verfahren, habe also das Ziel verfolgt, die Moral des Publikums planmässig zu untergraben. Darauf mag er selbst antworten: „Bisher glaubte man", sagt er in der ‚Grille' (Band 3, Seite 223, Königsberg 1812) „die Schöpfungen eines Dichters verdankten ihr Dasein blos dem Drange seines Genius; allerdings könnten sie wohl bisweilen Unheil stiften, doch unmöglich könne dies Unheil dem Dichter in der Stunde der Erzeugung vorgeschwebt, und am allerwenigsten könne er blos um des Unheils willen sein Werk unternommen haben. Gesetzt aber auch, es gäbe einen solchen Satan, so könne Gott allein wissen, dass es seine versteckte Absicht gewesen, und kein Blick auf Erden, selbst nicht der Geierblick des grossen Schlegel,

sei im Stande, das zu erspähen, weil bis jetzt Gott allein sich vorbehalten, Herzen und Nieren zu prüfen. Das Alles glaubte man bisher, und darauf gründet sich auch die Ueberzeugung, dass derjenige, der einen Andern einer schändlichen Absicht bezichtige, ohne in sein Herz sehen su können..... Goethe hat in seiner ‚Stella' die Ehe mit zwei Frauen, im ‚Götz von Berlichingen' eine grelle Buhlschaft aufgestellt; er hat in seinem ‚Werther' einen Selbstmörder liebenswürdig geschildert, er lässt in seinen ‚Mitschuldigen' eine Frau ihren Liebhaber des Nachts besuchen, er hat in den Hexenscenen seines ‚Faust' manches derbe Wort ausgesprochen, und Niemand schilt ihn unsittlich. Schlegel hat irgendwo eine Ehe à quatre proponirt, und Niemand schilt ihn unsittlich. Müllner lässt in seiner ‚Zweiflerin' einer Dame ihrem Liebhaber den Antrag thuen, dass sie zwar einen Andern heirathen, aber nebenher mit ihm leben wolle, und sein ‚Angolischer Kater' ist auf eine Zweideutigkeit gebaut — dennoch schilt Niemand ihn unsittlich. — Muss ich denn nun nicht glauben, dass man, blos um mir persönlich weh zu thuen, nur aus meinen Schriften jedes verfängliche Wort heraushebt? Ich nenne unter meinen Stücken ‚Die Versöhnung' (die wirklich alte Feinde in Freunde verwandelt hat), ‚Das Kind der Liebe' (das wirklich einem hülflosen Unglücklichen seinen Vater wiedergab), ‚Ubaldo' — ‚Falsche Scham' — ‚Die Verleumder' — ‚Lohn der Wahrheit' — ‚Die Stricknadeln' — ‚Die deutsche Hausfrau' — ‚Der Brief aus Cadix' — ‚Der Opfertod' — ‚Das Epigramm' — u. s. w. Athmen sie nicht alle die reinsten Grundsätze der Moral? Wer hat sie spielen sehen ohne Erregung sittlicher Gefühle? — Und warum erwähnt man ihrer nicht?" —

Das Ausland begann früh, seine Aufmerksamkeit Kotzebue zuzuwenden. „Ueber ihren Triumph in England, Frankreich und Schweden", schreibt ihm Soden aus Bamberg, 18. Februar 1799, „habe ich die besten

englischen und französischen Blätter auf der Stelle erhalten und den wärmsten und freundschaftlichsten Antheil daran genommen. Es ist die beste Antwort auf die Anfälle des Neides." — Es würde zu weit führen, hier Kritiken aus der fremdländischen Presse der Zeit wiederzugeben. Ich lasse auch die günstige Besprechung der Frau von Staël weg, die zu bekannt ist und sich in ihrem Buch „de l'Allemagne, Paris et Leipsic" befindet. Nur der Kuriosität wegen führe ich ein ganz vereinzelt dastehendes Urtheil eines Franzosen an, der dem Dichter nicht wohl will. In dem Werke „Biographie des hommes vivants" heisst es: „Ungefähr 300 Theaterstücke, Lust-, Schau- und Trauerspiele, Opern und Possen, gereimte und nicht gereimte, tragen seinen Namen, aber man weiss, dass er die meisten von deutschen Studenten erhandelte und sie nachher, gefeilt und gebessert, zu hohen Preisen den Theaterunternehmern verkaufte." („On a joué sous le nom de Kotzebue près de 300 drames, comédies, tragédies, opéras, farces, tant en vers qu'en prose, mais on sait qu'il en a acheté la plupart à des Studenten des universités d'Allemagne, et qu'il les a revendus aux directeurs des théâtres après les avoir retouchés.) Es sei mir nur erlaubt, ein paar Briefe zu erwähnen, die ich im Nachlass gefunden. Bouilly giebt in einem Briefe aus Paris vom fünften Ventose, an XII, ein Gespräch wieder, das er mit Madame Récamier gehabt. „Was haben Sie in seinem Talent bemerkenswerth gefunden?" fragte Sie mich. — „Die wahrste Empfindsamkeit", erwiderte ich. — „Wir sind der gleichen Ansicht", begann sie von Neuem, „desto besser für mich, aber warum macht diese so seltene Eigenschaft so viel Feinde?" — „Weil sie von der andern Seite so viel Freunde erwirbt; — der mit einer solchen Wohlthat des Himmels begabte Sterbliche legt in alles, was er sagt, einen anziehenden Ausdruck. Die Gemüthsbewegungen, die er verursacht, sind tief empfunden; man

spricht von ihm mit mehr Wärme, als von Diesem oder Jenem, das bringt Neid, Kritik, Hass und Verleumdung hervor.“ — „Man sollte meinen, Sie hätten das erlebt?“ — „Ja, und ich betrachte es als eine Ehre, die Feinde Kotzebue's die meinigen nennen zu können.“ („Qu'avez-vous trouvé, me demanda-t-elle, de remarquable dans son talent? — La sensibilité la plus vraie, lui répondis-je. — Nous voyons de même, reprit-elle, tant mieux pour moi — mais pourquoi donc cette qualité si rare fait-elle tant d'ennemis? — C'est que d'un autre côté elle fait tant d'amis! Le mortel doué de ce bienfait du ciel met dant tout ce qu'il dit une expression si séduisante, les émotions qu'il cause sont si profondément senties, on en parle avec plus de chaleur, que de tel ou de tel, de là l'envie, la critique, la haine, la calomnie. — On dirait que vous-avez passé par là? — Oui, et je m'honore d'avoir pour ennemis les ennemis de Kotzebue.“)

Michot schrieb während der Anwesenheit des Dichters in Paris: „Ich bin von meinem Collegen beauftragt, Sie zu bitten, den freien Eintritt in das théâtre français anzunehmen. Ihre Werke haben die Bühnen aller Nationen Europas geziert, sie haben die unsrige geziert, Sie werden also nur Gebrauch von einem Rechte machen, mein Herr!“ („Je suis chargé par mes camerades de vous prier d'accepter vos entrées au théâtre français. Vos ouvrages ont orné la scène chez toutes les nations d'Europe, ils ont orné la nôtre, vous ne ferez donc, Monsieur, que jouir de vos droits.“) In einem Brief von Phillips aus London, 2. September 1806, heisst es: „Es wird von Herrn von Kotzebue gesagt, dass er den gesunden Sinn der Engländer wohlthuend mit der Lebhaftigkeit der Franzosen vereinigt dass er die Kürze Addison's mit dem Sprühenden Voltaire's verbrämt.“ („It is said of M. de Kotzebue that he unites agreeably the good sense of the English with the vivacity of the French; that he blends the

sobriety of Addison with the sprightliness of Voltaire.“)

Briefe sagen oft mehr als Kritiken, weil sie die Achtung beweisen, die im gleichem Maasse dem Menschen wie dem Dichter gezollt wurde.

Von den Engländern hat der dramatische Dichter und Leiter des Drury-lane Theaters, Sheridan, die ehrendsten Ausdrücke für Kotzebue's Talent gefunden und in der Vorrede zu seiner Bearbeitung des Trauerspiels „Rolla's Tod“ niedergelegt. Letzteres erschien unter dem Titel: „Pizarro, a tragedy, taken from the german of Kotzebue, and adapted to the english stage by Richard Brinsley Sheridan. London 1799.“ — Das Drama hatte in London so ausserordentliche Geltung erlangt, dass zwei Deutsche eine Rückübertragung der Sheridan'schen Bearbeitung für verdienstlich hielten. Das waren Constantin Geisweiler, der Herausgeber des in London erscheinenden German Museum, und ein anonymer, S(ommer). Beide Uebersetzungen erschienen in Leipzig 1800. Vergleiche Gödeke, „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“. Hannover 1859, Band 2, § 258, Seite 1060. — Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von Wilhelm Vollmer. 1876. Seite 420.

Der in Russland rühmlich bekannte Historiker Karamsin erzählt, dass die Buchhändler in Petersburg und Moskau sich beklagten, nichts anderes verkaufen zu können, als Kotzebue's Werke. Der russische Theaterzettel trug seinen Namen so oft wie der deutsche.

Den obigen, vielleicht zu verschwenderisch gelieferten Citaten füge ich zum Schluss nur noch ein Urtheil hinzu — das Urtheil des Dichters selbst. Es ist mir keine so offene Selbstkritik eines anderen Schriftstellers vor ihm und vielleicht auch nach ihm gegenwärtig. „Ich glaube“, sagt er (Kotzebue's Leben von Döring, Seite 394) „dass die Natur mir ein reiches

Maass von Einbildungskraft beschieden hat. In den meisten meiner Schauspiele ist sie unverkennbar. Darum bin ich überzeugt, wenn in fünfzig Jahren auch kein einziges davon mehr gespielt werden sollte, so werden doch die Dichter der Nachwelt noch oft meine Pläne benutzen, öfters noch einzelne Situationen herausheben, und ihr Publikum dadurch vergnügen. Was die Form meiner Schauspiele betrifft, so mag sie freilich nur in unsere Zeit passen. Ich schmeichle mir nicht im mindesten mit der Hoffnung, dass diese Form sich lange erhalten werde; dass sie aber jetzt ansprechend war, hat der allgemeine Beifall bewiesen. Die Verkettung der Scenen ist in meinen Schauspielen oft fehlerhaft, und es giebt wenige derselben, in welchen nicht langweilige oder müssige Scenen vorkommen. — Auch ist, besonders in den früheren, der Wechsel des Komischen mit dem Tragischen oft viel zu grell. Die Charakterzeichnung ist richtig, so lange mir der Witz keinen Streich gespielt hat. Aber leider ist mir oft widerfahren, dass ich einen witzigen Einfall nicht habe unterdrücken können, wenn er auch in dem Munde dessen, der ihn sagen musste, garnicht an seiner Stelle war, folglich die Charakterzeichnung verdarb. Ich erkenne daher den Vorwurf als gerecht, dass nicht selten aus meinen Personen der Verfasser spricht. Den Witz gestehen mir sogar meine Feinde zu. Schade nur, dass ich ihn nicht für Gedankenfülle geltend machen kann, denn er ist nur ein Gedankenspiel. An jener sind meine Schauspiele, wenn nicht arm, doch auch nicht reich. Die früheren widerstehen bisweilen durch Empfindelei — vor dreissig Jahren eine Seuche, die auch mich angesteckt hatte. In Kraft und Gediegenheit der Sprache stehe ich Schillern und anderen weit nach, selbst in der ‚Octavia' und dem ‚Schutzgeist', auf welche ich in dieser Hinsicht den meisten Fleiss verwandt habe. Schiller war Meister in dieser Kunst, und ich habe wenigstens gestrebt, ihn zu erreichen. Auch

scheint es mir, dass Müllner mich darin übertreffe, nicht aber der viel zu hoch gepriesene Collin und Andere. Meine Prosa möchte sich eher mit jeder andern messen, und im Dialog ist mir keiner überlegen.“ —

Da stehen nun die verschiedenartigsten Besprechungen der dramatischen Werke Kotzebue's einander gegenüber — diejenigen der meisten bedeutenden Männer der Gegenwart, sowie einer Anzahl von Zeitgenossen des Schriftstellers, denen man doch auch weder Geschmack noch Sachkenntniss wird absprechen können. Diese und jene haben ein Recht auf das Zutrauen ihrer Leser, sie sind ohne Zweifel durch tiefgehendes Studium dazu befähigt, sich lobend oder verdammend auszusprechen. Es ist nur zu bedauern, dass die Kritiker der Gegenwart nicht zugleich erklärt haben, warum die Ansichten Goethe's, Seume's, Börne's etc. grundlos waren; das hätte äusserst belehrend sein können und vielleicht zu der Schlussfolgerung geführt, dass die weniger ungünstigen Urtheile der letztgenannten Männer der Geistesrichtung ihrer Zeit entsprang. Dann wäre es aber vielleicht gerecht gewesen, auch Kotzebue diese Geistesrichtung als Entschuldigung manches in unseren Tagen nicht mehr Annehmbaren in seinen Schriften zuzugestehen. — Auf den Ausspruch weiter oben, Kotzebue sei eine „gemeine Natur“ gewesen, habe ich später Gelegenheit zurückzukommen.

In der „Deutschen Rundschau“, April, Heft 1880, Seite 111, sagt Wilhelm Goldbaum in seiner literarischen Studie: „Wilhelmine von Hillern“: — „Charlotte Birchpfeifer ist viel verlästert worden, beinah so viel wie A. von Kotzebue, und beinah mit ebenso zweifelhaftem Rechte.“ — Sollte diese Ansicht in der allerneuesten Zeit ganz vereinzelt dastehen?

V.

Kotzebue als politischer Schriftsteller.

Wenn auch einzelne Literarhistoriker Kotzebue längere Besprechungen widmen, von seiner Thätigkeit als politischer Schriftsteller ist fast gar nicht die Rede, und geschieht es einmal, so wird die Sache mit wenigen leicht hingeworfenen und spöttelnden Worten abgemacht. Vielleicht ist dieselbe dennoch einer kurzen Beleuchtung werth. Ich bin weit entfernt, diese Thätigkeit als eine solche hinzustellen, die das Jahr 1813 geboren, und unterschreibe gern die Worte Fr. Cramers*): „Es ist ein entschiedener Irrthum, wenn man glaubt, dass Kotzebue als Schriftsteller den Hass gegen französische Bedrückung geweckt und begründet habe, er war nicht mehr als eine Stimme der Zeit, welche das Vorhandene aussprach" — sehr laut aussprach, füge ich hinzu. Ein Anderer**) gesteht zu, dass er den Unwillen der Deutschen gegen ihre Bedrücker aufzuregen suchte, fährt jedoch fort: „Vaterlands-Gefühl war es aber nicht, was ihn dazu bewog." Ich

*) „Leben A. von Kotzebue's." Brockhaus. Leipzig 1820. Seite 384.

**) Hartwig von Hundt-Radovski: „Kotzebue's Ermordung." Berlin 1819. Seite 24.

führe diese gehässige Bemerkung nur an, um zu zeigen, wie ungern man auch dem Todten Gerechtigkeit widerfahren liess. Und doch hätte man in dieser Hinsicht grossmüthiger sein sollen, denn der Männer, die ihre Entrüstung über die Wohlthäter von jenseits des Rheins aussprachen, waren nicht viele. „Das muthige Selbstgefühl", sagt Bouterwek*), „das die Werke der deutschen Dichter von den Jahren 1770—1790 auszeichnet, war im letzten Dezennium des Jahrhunderts fast verschwunden. Von Freiheit und Vaterland war in den Musenalmanachen, die damals noch herauskamen, selten oder gar nicht mehr die Rede." Auch das neue Jahrhundert brachte in dieser Hinsicht nur in einzelnen Erscheinungen besseres. Wir müssen ja gestehen, dass von den grossen Geistern Deutschlands mancher den Dingen schweigend, und nur in den besten Fällen schweigend zusah. „Die Satiren gegen Preussen", erzählt Wolfgang Menzel**), „stammten von Preussen selbst her. Massenbach, Cölln, Julius von Voss waren Preussen. Im Süden schrieb Zschokke im Sold Napoleon's, und Hebel war in seinem ‚Schatzkästlein' gemein und frivol genug, über die tapferen Tyroler zu spotten..." Und an einer andern Stelle***): „Die traurigen Zeiterscheinungen, die den Umsturz unseres Reiches und den Triumph Frankreichs über unser verwahrlostes Vaterland bedingten und herbeiführten, hat Goethe nicht als ein Heros bekämpft, oder als ein Prophet beklagt, sondern nur poetisch reflektirt und dadurch beschönigt, ja nicht blos auf diese mittelbare Weise, sondern auch mit ausdrücklichen Worten angepriesen." — In der „Gothaischen gelehrten Zeitung"†) geschieht des Werkes Erwähnung: „Nothwendigkeit der Ab-

*) „Geschichte der Künste und Wissenschaften." Elster 1819. Band 2. Seite 355.

**) „Deutsche Literatur", Theil 3, zweite Auflage. 1832. Seite 209.

***) Ebendaselbst Seite 324.

†) 1799. Erstes halbes Jahr. Seite 110.

tretung des linken Rheinufers, theils für Frankreich, theils für Deutschland. Von einem Staatsmanne. 1793.“ Das „Morgenblatt für gebildete Stände“*) erzählt, bei Gelegenheit der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise habe der Consistorialrath Glatz eine vortreffliche Rede gehalten über den Satz „wie unerwartete frohe Weltbegebenheiten auf den Christen wirken müssen!“ Der Superintendent Wächter predigte über das Thema „dass Gott oft mehr an uns thut, als wir hoffen und erwarten!“ Unter den kleinen, bestechbaren Geistern gab es viele Schlechtgesinnte; ein gewisser Lange, Herausgeber des „Telegraphen“, anfangs in Berlin, dann in Erfurt, erlaubte sich, in französischem Solde, die unwürdigsten Schmähungen gegen den preussischen Staat.

Die Zeit der Fremdherrschaft in Deutschland ist zu bekannt, als dass weitere Citate zu rechtfertigen wären. Die wenigen angeführten sollten nur daran erinnern, dass trotz des glühenden Patriotismus der Deutschen, der nur eines Funkens bedurfte um hoch aufzulodern, es doch auch Geister gab, die, gering gesagt, die Befreiung mit einem weniger lebhaften Verlangen erwarteten.

Ich finde in den Schriften der Zeitgenossen Kotzebue's eine grosse Anzahl von Beweisen für die Wirkung seiner damaligen politischen Thätigkeit. „Das Jahr 1806“, sagt die „Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburger unparteiischen Correspondenten“**), „vertrieb ihn aus Preussen; er flüchtete nach Russland, wo er seitdem nie aufhörte, die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftsteller zu Gebote standen, zu bekämpfen. Das deutsche Publikum griff um so begieriger nach seinen confiszierten Blättern, je weniger es in Deutschland vor der französischen Polizei ein freies oder kühnes Wort verlaut-

*) 1810. Seite 286.
**) 2. April 1819.

baren durfte.“ — „Was hätte jetzt nicht die französische geheime Polizei darum gegeben“, bemerkt Nicolai*), „Kotzebue's habhaft zu werden, weil man merkte, dass er wirkte, wenn auch vielleicht auf eine ganz eigene Art, nicht in Verbindung mit den still sich bildenden Vereinen.“ Das „Morgenblatt für gebildete Stände“**) erzählt: „Kotzebue's ‚Biene‘ wurde bei uns am 6. März sehr streng verboten. Polizei-Beamte versiegelten in Buchhandlungen, Journal-Cirkeln und Leihbibliotheken die vorhandenen Exemplare, und die Eigenthümer mussten an Eidesstatt geloben, kein Heft dieser Schrift mehr in Circulation zu bringen.“

In einem Briefe ohne Datum und Unterschrift schreibt Jemand Kotzebue: „Ihre ‚Biene‘ ist in den letzten vier Wochen erst im Königreich Westphalen, dann in Berlin, und nun auch in Sachsen verboten worden. Das Blatt muss also so gut als aufhören. Denn, das glauben Sie nicht, dass der Buchhändler jetzt, um eines kleinen Gewinnes willen, Palm's Schicksal sich zuzuziehen Lust habe. Sie schneiden sich endlich alle Verbindung mit Ihren Freunden in Deutschland ab. Auch laufen Sie am Ende selbst in Esthland Gefahr.“ — In dem Journal de l'Empire vom 23. Januar 1810 heisst es: „Herr von Kotzebue hat die Sucht, alles anzugreifen und anzuschwärzen, was von Frankreich und seinen Verbündeten kommt. Als Schauplatz seiner Beschimpfungen hat er die allmonatlich in Russland erscheinende Zeitschrift ‚Die Biene‘ gewählt, und wir wollen hoffen, dass die aufgeklärte Polizei der russischen Regierung diesen sarkastischen Brandfackeln von denen Herr von Kotzebue noch die Fortsetzung verspricht, ein Ende machen wird.“ („Mr. de Kotzebue a la manie d'attaquer et de dénigrer tout ce qui vient

*) „A. v. Kotzebue's literarisches und politisches Wirken.“ 1819. Seite 55.

**) 1810. Seite 320. Correspondenz aus Berlin.

de la France et de ses alliées. Il a choisi pour théâtre de ses invectives le journal l'Abeille qui paraît tous les mois en Russie, et il faut espérer que la police éclairée du gouvernement russe mettra fin à ces sarcasmes incendiaires, dont Mr. de Kotzebue nous promet encore la continuation.")

„Buonaparte verfolgte mich bis in meine ländliche Einsamkeit in Esthland", sagt Kotzebue selbst*), „und auf Begehren seines Gesandten wurde mir das Schreiben untersagt, eine Kränkung, welche mein Monarch durch Gnadenbezeugungen vertilgte, sobald Er dem fremden Einfluss nachzugeben nicht mehr genöthigt war. Jetzt darf ich — Gott sei Dank! — ohne für meine Existenz zu zittern, mich des Bewusstseins erfreuen, dem Tyrannen nie gehuldigt und auf den Geist des Volks zu einer Zeit gewirkt zu haben, als noch wenige es wagten."

„Die Biene" ist längst vergessen; ich muss mir daher erlauben, den Charakter jener Zeitschrift vermittelst kurzer Auszüge in's Gedächtniss zurück zu rufen. Wiederholt kommt eine Aufzeichnung der von den Franzosen in Deutschland, Spanien und Italien verübten Erpressungen und Greuelthaten vor. „Hingegen ist nicht zu leugnen", fügt Kotzebue einer solchen Herzählung hinzu**) „dass viel Schönes, Grosses und Gutes in den letzten sechzehn Wochen geschehen ist. In Florenz wurde ein sechstes Lotto errichtet, wo man viel Geld gewinnen kann. Die Mainzer Domherren wurden versorgt, welches allen ostpreussischen hungernden Beamten zu einigem Trost gereicht. In Paris wurde die wichtige Erfindung gemacht, graue Haare schwarzbraun und schwarz zu färben, eine für unsere Zeit köstliche Erfindung, da jetzt so viele dunkle Haare sich in graue verwandeln etc." — Seite 45: „Man kann den halsstarrigen Spaniern das Zeugniss nicht versagen,

---

*) „Kotzebue's Leben" von Döring. Seite 304.

**) „Die Biene." Band 3. 1809. Seite 31.

dass sie Staunen erregen. Wie oft sind sie nicht gänzlich vernichtet worden, jetzt wieder von Sebastiani, Belluno, und sie existiren doch.“ — Band 4. Seite 33: „Vielleicht meint das Sprüchwort: lügen wie ein Fleischverkäufer, eine andere Art, welche Herden von hunderttausenden auf die Schlachtbank liefern, und die auch jetzt mit der Wahrheit wenig zu schaffen haben mögen.“ — Band 3. Seite 8: „Nr. 2 des ‚Hamburger unparteiischen Correspondenten‘ liefert den Armee-Befehl, durch welchen ‚ein gewisser Stein‘, le nommé Stein, weil er Unruhen in Deutschland zu erregen suche, für einen Feind Frankreichs und des rheinischen Bundes, und seiner Güter verlustig erklärt wird. Er soll ergriffen werden, wo man seiner habhaft werden kann. Das ist eine Achterklärung, und es ist interessant, die Formel derselben mit der zu vergleichen, die vor tausend Jahren üblich war. Man bemerkt hier sogleich, wie viel milder und humaner in unserem Zeitalter solche Dinge ausgedrückt werden. Der gewisse Stein wird nicht in des Teufels Namen auf die vier Strassen der Welt verwiesen, sein Fleisch wird nicht den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in der Luft, den Fischen im Wasser zugetheilt, sondern es heisst ganz einfach, er soll ergriffen werden wo man ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber selbst wenn es geschehen sollte, wird man ihn vermuthlich nur erschiessen und dann begraben.... Uebrigens scheint es fast — so schwer auch das Schicksal ist, den Zorn des grössten und mächtigsten Monarchen zu tragen — dass ein Schwärmer, wie dieser gewisse Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann für einen Feind Frankreichs (der grossen Nation) und des rheinischen Bundes erklärt zu werden.“ — Seite 37: „Das Schreiben ist bekanntlich, seitdem der Buchhändler Palm seinen verdienten Lohn erhalten, sehr heilsam eingeschränkt worden. Jetzt kommt die Reihe an das Reden. Dem Militär wurde bei der

Parade befohlen, nicht über politische Gegenstände zu schwatzen. Im Württembergischen wurde das unzeitige Räsonniren verboten, ohne jedoch zu bestimmen, wann das Räsonniren zeitig sei. In Frankfurt, Hannover, Hamburg, Würzburg, Nürnberg geschah ein Gleiches. Es heisst, wenn das Schreiben und Reden erst völlig ausgerottet sein werde, so wolle man auch das unzeitige Seufzen und Weinen untersagen.“ Zum Schluss nur noch ein Citat. Kotzebue spricht in Band 4, Seite 353, von den Raisonnements der französischerseits bestochenen Zeitungen und Broschüren, und sagt: „Es kommt mir wahrlich so vor, als ob ein ganzer Schwarm von Häringen, den ein Wallfisch auf einen Zug verschluckt hat, sich in dessen Bauch bekomplimentirte, und jeder Häring dem andern bewiese, dass es in der Härings-Republik durchaus nothwendig gewesen sei, eine neue Strömung zu benützen, um in diesen sicheren Aufenthalt, nämlich den Wallfischsbauch, versetzt zu werden. Unter der Protektion dieses Wallfisches werde man nunmehro zu höheren Zwecken sich verbinden können: vor allen Stürmen, die draussen wüthen möchten, sei man völlig sicher, und soviel Wasser, als zum Leben und Schwimmen nöthig sei, würde Seine oceanische Majestät auch wohl täglich einschlucken. Freilich sei diese Veränderung der Dinge vor der Hand mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden, man müsse z. B. im Dunkeln bleiben, dürfe nicht weiter schwimmen, als es die Grenzen des oberherrlichen Magens verstatten, müsse sich auch von diesem mit herumschleppen lassen wohin es ihm beliebe, oder gar gewärtigen, dass man verdaut werde, aber alles das sei doch nur Kleinigkeit gegen die unendlichen Gefahren, welche draussen auf dem stürmischen Meere den Schwarm bedroht haben u. s. w.“ Der Geist, der in der „Biene“ herrschte, erhellt aus dem Obigen zur Genüge. Ob wohl in unseren Tagen Viele die Zeitschrift in Händen gehabt haben?

Ich übergehe die weniger inhaltreichen „Politischen

Flugblätter“ und „Clio's Blumenkörbchen“, und komme zu dem russisch-deutschen Volksblatt. „Da Kotzebue's politische Aeusserungen die Aufmerksamkeit in einem höheren Grade erregt hatten“, sagt die „Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburger unparteiischen Correspondenten“ in einem Nachruf*), „so schien er bei der grossen Wendung der politischen Angelegenheiten Europas im Jahr 1813 ganz der Mann, um die den Franzosen ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartier, und gab in Berlin eine Zeitung: „das russisch-deutsche Volksblatt“, heraus. Dieses Blatt, von welchem nur noch sehr wenige Exemplare existiren, hat nur neununddreissig Nummern erlebt, — die erste vom 1. April 1813 datirt; da es nur während des Krieges erscheinen sollte, machte der Waffenstillstand demselben schon im Juni ein Ende, und es kam bei dem wieder ausbrechenden Kriege nicht mehr heraus. Aber während der kurzen Zeit seiner Existenz hatte es einen sehr grossen Leserkreis und einen Erfolg, der im Lauf der gewaltigen Ereignisse nicht gleich vergessen wurde. Die Aufgabe des Blattes geht aus dem Auftrage des Grafen Wittgenstein an Kotzebue hervor: „Schon seit mehreren Jahren“, heisst es darin**) „hat das Beispiel der französischen Zeitungen bewiesen, dass selbst Unwahrheiten oder Verdrehungen der Wahrheit, von einer geschickten Feder vorgetragen, auf die Stimmung des Volkes den wichtigsten Einfluss haben; um wie viel kräftiger wird daher die Wahrheit wirken, wenn ein Mann von Talent sie dem Volke, zwar schmucklos, aber im rechten Lichte darstellt. Da Sie bei mir für alle solche Geschäfte angestellt sind, in welchen ich glaube, Ihr anerkanntes Talent zum Besten der grossen, gerechten Sache benutzen zu können, da Ihr Eifer für dieselbe

*) 2. April 1819. Nr. 53.

**) „Volksblatt“ Nr. 1.

und ihre Vaterlandsliebe längst keinem Zweifel mehr unterworfen sind, und ich überzeugt bin, dass in diesem Augenblick die Feder wie das Schwert den Feind mit Erfolg bekämpfen werden, so trage ich Ihnen auf etc... Dieses Blatt unterscheide sich besonders von den französischen Zeitungen durch Wahrheitsliebe und Entfernung von jeder Prahlerei.... Sie werden sich angelegen sein lassen, jede falsche Ansicht und jede Unwahrheit, die der Feind so gern, und oft so künstlich, verbreitet, kräftig zu widerlegen und das Gift zu ersticken, wodurch er nicht selten mehr Schaden zufügt als durch seine Waffen..."

Kotzebue fügte der Veröffentlichung des Auftrages einen Aufruf an das deutsche Publikum hinzu. Ich kann mich nicht enthalten, demselben folgende Stellen zu entnehmen, die dem Leser in der damaligen Zeit tief ins Herz dringen mussten „Uns Deutschen ist jetzt zu Muth wie armen Bergleuten, die in Ihrem Schacht verschüttet wurden — und nun plötzlich von aussen zu ihrer Rettung arbeiten hören! Anfangs trauen sie ihren Ohren nicht — jetzt hören sie deutlich den Klang der Hämmer — die Hoffnung wächst! Die Retter draussen verdoppeln ihre Anstrengung; noch ein Schlag — und der erste Tagesstrahl dringt in die Gruft — die Verschütteten jauchzen und helfen nun selbst, die Oeffnung erweitern! — — Glück auf, liebe deutsche Brüder! Schöpft frischen Athem — Frieden und Freiheit wird Gott uns schenken. — Das Kind soll nicht mehr dem Joch entgegen wachsen, die Mutter soll nicht mehr mit Thränen fragen: was wird aus dem armen Knaben? Der Jüngling, der Mann sollen ihr Blut nicht mehr vergiessen, um die Herrschaft der Fremdlinge auf deutschem Boden zu befestigen, die Greise sollen nicht als Sklaven sterben etc."

Das ganze Hochaufwogen des deutschen Patriotismus des Jahres 1813 tritt dem Leser bei dem Durchblättern der Zeitschrift entgegen. Wer einen Plan

in Betreff der Vernichtung der Bedrücker ersonnen, legte ihn in den Spalten derselben nieder, — wobei selbstverständlich auch manches vorkommt, was wir heute belächeln müssen. Kriegslustige Damen fordern zur Bildung von Amazonen-Abtheilungen auf; von den materiellen Opfern auf dem Altar des Vaterlandes wird Rechenschaft gegeben. Beispiele der Tapferkeit deutscher Männer und Jünglinge werden mit feurigen Zügen gemalt; dass das „Volksblatt" manche Anregung zu Geldopfern gebracht, beweist unter anderem ein officielles Schreiben aus Berlin, 3. Mai 1813, in welchem gemeldet wird, dass ein patriotisch gesinnter Mann, durch einen Aufsatz des Blattes veranlasst, sein Silbergeschirr zur Einschmelzung eingesandt hat. Das Original befindet sich unter Kotzebue's hinterlassenen Papieren. Der Vorschlag, die goldenen Trauringe gegen eiserne zu vertauschen, kam an verschiedenen Orten zur Ausführung. Der Kirchenpatron von Parchem, Kammerherr von Byern, lieferte, im Einverständniss mit dem Pfarrer, das erste Kirchensilber.*) Einen oft wiederkehrenden Artikel bilden Auszüge von Briefen, deren Verfasser in glühender Vaterlandsliebe die verschiedensten, das Wohl Deutschlands bezweckenden Vorschläge machen. Selbstverständlich wurden die Nachrichten von dem Kriegsschauplatz nicht vernachlässigt.

Wenn nun, nach einem von Kotzebue an einer andern Stelle gebrauchten Bilde, „ein Leuchtkäfer keinen Vulkan zu entzünden vermag", so dürfte doch nicht vergessen werden, dass er nach Kräften dem Vulkan Brennstoff zuführte. Eine Erwähnung hätte seine Thätigkeit immerhin verdient, besonders da eine Gelegenheit zu Schmähungen nie unbenutzt geblieben ist.

Hat man aber das „Russisch-Deutsche Volksblatt" mit Stillschweigen übergangen, so ist eine andere Zeit-

*) „Volksblatt" Nr. 33.

schrift zum Anlass vielfacher heftiger Anklagen geworden. — Kotzebue gab im Jahre 1818 und bis zu seinem Tode ein „Literarisches Wochenblatt“ heraus, das auch nicht selten das Feld der Politik betrat. Offen und ohne Scheu sprach er darin seine politischen Ansichten aus, die freilich mit den der Befreiung von französischem Joch entsprossenen Ideen oft im Widerspruch standen. Das Wort Constitution begeisterte die Jugend und alle Diejenigen, die die Verleihung dieser Regierungsform als eine natürliche Folge der Befreiungskriege ansahen. Daraus waren zwei sich schroff gegenüberstehende politische Parteien geworden, — die der liberalen Bestrebungen und die Regierungspartei, der alle diejenigen beitraten, die in der ersteren ein Kind der französischen Revolution fanden und jeder Ueberstürzung Feind waren. Kotzebue gehörte der letzteren an. „Es hat eine Zeit gegeben“, sagt er*), „wo auch wir für Demokratien, Constitutionen, Pressfreiheit u. s. w. geschwärmt, und uns redlich eingebildet haben, die allgemeine Wohlfahrt könne ohne solche Dinge nicht bestehen. Indessen hatten wir auch gar oft gelesen und uns die Lehre wohl gemerkt, dass die Erfahrungen, welche die Geschichte liefert, fast immer unbenutzt bleiben. Daraus ergab sich, dass wir unsere Meinungen über Vieles ändern, unsere Erwartungen von manchen Dingen gewaltig herabstimmen mussten. So ist unsere jetzige Ueberzeugung entstanden: dass die Demokratien nur einzelne Städte beglücken, dass die Monarchie die natürlichste und beste Regierungsform ist, dass Stände allerdings dem Fürsten wie dem Volke sehr nützlich sein können, dass sie aber nicht eine Art Opposition gegen den Fürsten bilden, sondern nur des Hauses ältere Söhne sein sollen, die dem Vater freundlich rathen, nicht ihm vorschreiben dürfen, und endlich, dass

*) „Literarisches Wochenblatt“ 1818. Nr. 16.

unbedingte Pressfreiheit zwar viel nutzt, aber noch mehr schadet. Das sind in unseren Augen Erfahrungssätze... wer sich daran ärgert, der lasse unser Blatt ungelesen..."

In wie hohem Grade die akademische Jugend der damaligen Zeit den extremsten Ideen huldigte, ist bekannt, — ebenso wie der Einfluss, den das politische Treiben auf das ganze Wesen der Studierenden ausübte. „Selbst Tertianer und andere Schulknaben", erzählt August Schumann*), „glaubten sich zu Staats-Reformatoren und Constitutionsmachern berufen; sie befassten sich mit Diskussionen über Freiheit, Gleichheit und Einheit (Deutschlands); der angeblich tiefe Verfall kümmerte sie sehr, laut priesen sie den Meuchelmord." Bezeichnend sind auch Jean Paul's Worte:**) „Steht der junge Mann vollends auf einem Lehrstuhle, den jüngere Männchen umringen, gleichsam auf einer Cathedra rostrata, mit Gelbschnäbeln statt mit Schiffsschnäbeln besetzt — und wird so eigene Jugend durch immer jüngere gehoben, so steinigt er die Sonne mit Mondsteinen, und er ruft, durch die Strassen ziehend als Musensohn, links: Lichter weg! und rechts: Lichter heraus zur Illumination!"

Aeusserungen ähnlicher Art begegnen wir nicht selten auch im „Literarischen Wochenblatt". Der Artikel jedoch, der unter der akademischen Jugend das meiste böse Blut gemacht hat, ist folgender, den ich in extenso aufnehmen zu müssen glaube. Kotzebue sagt in Nr. 18: „Wir bekennen, dass wir uns nicht überzeugen können, dass die sogenannte akademische Freiheit edel und liberal zu nennen sei. Denn worin besteht sie? In nichts anderem, als in der gänzlichen Freiheit jedes Studenten, liederlich zu leben oder nicht, die Collegien

---

*) „Erinnerungsblätter für gebildete Leser." Jahrgang 1820. Zwickau. Seite 151.

**) „Herbstblumen." Hempel'sche Ausgabe. Seite 329.

zu besuchen oder nicht, folglich etwas zu lernen oder nicht, sein Geld zu Rathe zu halten oder zu verschwenden, seine Schulden zu bezahlen oder die Philister zu prellen, sich anständig oder närrisch zu kleiden, alles nach Belieben. Wo sitzt da das Edle? Warum schicken wir denn unsere Söhne auf Universitäten? Nicht wahr, damit sie etwas Tüchtiges lernen sollen? Das ist der Zweck, der einzige Zweck, für dessen Erreichung aber durchaus weiter nichts gethan wird, als dass der Herr Professor sich hinstellt und liest, ganz unbekümmert, ob man ihm zuhöre oder nicht, auch nicht einmal berechtigt, sich darum zu bekümmern. Es hängt daher gänzlich von der ersten guten oder schlechten Erziehung eines Jünglings, von seinem Temperament, von seinem Fleisse oder Hang zur Trägheit, von seiner Kraft, Verführungen zu widerstehen u. s. w., ab, ob er die Hoffnungen seiner Eltern erfüllen werde oder nicht. Er gleicht der Flasche mit Briefen, die der Schiffer in's Meer wirft, ohne zu wissen, ob sie jemals an's Land getrieben, ob sie nicht das Spiel der Wellen an irgend einem Korallenfelsen unterwegs zerschlagen werde. Wahrlich, jeder Vater muss jetzt zittern, wenn der junge Mann lebhaft und geistreich ist, denn die Korallenklippe der Landsmannschaften und Burschenschaften, die Turnkunst, ja sogar die Hörsäle, wo unverständige Professoren ihm sagen, dass er berufen ist sein Vaterland zu reformiren — lauert überall auf ihn, und Niemand bürgt dem sorgenden Vater für die rechte Anwendung der kostbaren Zeit seines Sohnes. Wäre es denn nun nicht vernünftig und zweckmässig, wenn die Veranstaltung getroffen würde, dass (mit Beseitigung des Schulzwanges, der nur für Knaben gehört) der Jüngling das thuen müsste, weshalb er gekommen? Dass er die Collegien besuchen müsste? Dass er sittlich leben müsste? Nichts ist lächerlicher und alberner als die Behauptung, dass durch Aufhebung der akademischen Freiheit (wir nennen es Zügellosigkeit) das Genie

den Spielraum verliere, sich frei zu entwickeln. Die Schulpforte bei Naumburg war dafür bekannt, dass eine fast klösterliche Zucht in ihr herrschte, und doch hat sich Klopstock's Genie in ihr entwickelt. Auf den englischen Universitäten müssen die Studenten sich grossen Beschränkungen unterwerfen, und doch sind grosse Genies häufig aus ihnen hervorgegangen. Die Militär-Schulen, die Cadettencorps halten ihre Zöglinge unter strenger Aufsicht, und liefern dennoch so manchen Helden, so manchen kräftigen, geistreichen Mann. Das Genie bricht überall aus seiner Knospe; dünkelhafte Mittelmässigkeit hingegen thut besser, unentwickelt zu bleiben, denn sie schadet mehr als Dummheit. Wahrlich, jeder Vater, der einen sorgenvollen Blick auf heranwachsende Söhne wirft, würde es derjenigen Regierung herzlich danken, die den Anfang machte, von ihren Universitäten die Studenten-Willkür zu verbannen. Denn in dieser sogenannten akademischen Freiheit gehen fürwahr mehr gute Köpfe und gute Herzen unter, als deren entwickelt werden. Ja, auch jeder kinderlose, aber Ruhe und Ordnung liebende Bürger würde seinen Dank mit dem der Väter (warum nicht auch der Kinder?) vereinigen, denn — bewahre uns Gott in Deutschland vor irgend einer Revolution! Aber sollte sich eine ereignen, was dürften wir nach solchen Vorspielen von unserer Jugend erwarten? Und das Schlimmste wäre noch, dass sie uns vorwerfen könnte: Ihr habt es nicht besser gewollt, denn — wer ein Bäumchen ziehen will, muss nicht damit anfangen, das schwache Reis dem Sturmwind preiszugeben."

In demselben Sinn bespricht Kotzebue in dem „Literarischen Wochenblatt" den Zeitgeist, den er nur als den Geist einiger Köpfe gelten lassen will, und das Turnerwesen, das zu einem, alle Gegner der Verachtung preisgebenden politischen Bündniss geworden. Das Turnen wollte er nur gestattet wissen, so lange es nicht die Grenzen einer heilsamen Gymnastik über-

schritt. „Sein Unwille gegen die deutsche Jugend überhaupt", sagt Döring in seinem „Leben Kotzebue's", Seite 320, „und besonders gegen die Burschenschaft, steigerte sich noch, als bei dem viel besprochenen deutschen Wartburgfeste auch seine ‚Geschichte des deutschen Reichs', als ein Werk, das dem Vaterlande zur Schmach gereiche, den Flammen übergeben ward. Seitdem verfolgte er mit allen Waffen des Spottes, die ihm irgend zu Gebote standen, die studierende Jugend und ihre Musensitze."

Solche Ansichten immer und immer wieder auszusprechen — in einer Zeit, wo er dadurch den heftigsten Parteihass gegen sich erwecken musste — dazu gehörte eine feste Ueberzeugung, die ihm Manche geradezu absprechen wollen, ohne zu bedenken, dass Kotzebue eine ungleich glücklichere Existenz hätte führen können, wenn er mit dem Strome geschwommen wäre. Und es gehörte ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, allen Angriffen die Stirn zu bieten, Angriffen, die oft in's Pöbelhafte ausarteten, ohne zu berücksichtigen, dass doch Jeder das Recht hat, eine Meinung zu haben, und dieselbe offen auszusprechen. Auch an Verleumdungen jeder Art fehlte es nicht; Kotzebue musste in einer Beilage zu Nr. 34 des „Wochenblattes" sich gegen die Anklage vertheidigen, ein Anhänger der Leibeigenschaft zu sein, und das Gegentheil beweisen. „Ein Mann", sagt er an einer anderen Stelle (1818, Seite 272), „der Muth und Kraft hat, Unrechtlichkeiten zu rügen, und aus feigen Rücksichten auf sich selbst es doch nicht thut, der verletzt eine moralische Pflicht. Das elende egoistische Sprüchlein: ‚was dich nicht brennt, das lösche nicht', ist freilich in Jedermanns Munde, allein unser Wahlspruch ist es nicht. Wir meinen, was brennt, müsse man löschen, wenn man auch selbst vom Rauche ein wenig geschwärzt werden sollte." Sein Unglück war, dass er sich den Geist der damaligen Zeit nicht anzueignen

vermochte. Die Behauptung, der obige Artikel über die akademische Freiheit habe viel dazu beigetragen, Sand's Fanatismus bis zum Meuchelmord zu steigern, hat gewiss ihre Berechtigung.

Es fehlte Kotzebue jedoch auch nicht an Ermunterung, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Metternich gehörte zu seinen Gönnern. Schon im Jahre 1804 schrieb dieser ihm (Genf, 7. März): „Der ‚Freimüthige', an dessen Redaktion Ew. Wohlgeboren Theil nehmen, wird in allen Zirkeln gelesen.... Ich habe die Ehre, Ihnen beifolgenden Beweis der boshaften Verleumdung des anonymen Correspondenten der (unleserlich) Zeitung in der vollkommensten Ueberzeugung zu schicken, dass Sie mit Vergnügen diese Gelegenheit ergreifen werden, eine gemeinnützige Anstalt*) in ihr wahres Licht zu stellen, und die löbliche Absicht einer menschenfreundlichen Vereinigung von dem Geifer zu säubern, mit dem sie ein hämischer Winkelschreiber zu beflecken sucht." Vorzüglich aber war das „Literarische Wochenblatt" Gegenstand der Lobeserhebungen solcher, die mit den Bestrebungen der damaligen Zeit nicht übereinstimmten. Das Blatt hatte so viele Leser, dass es zum zweiten und dritten Mal aufgelegt werden musste. Von den hierauf bezüglichen Briefen citire ich nur wenige, welche ohne weitere Worte die politische Partei bezeichnen, die Kotzebue als den Ihrigen betrachtete. Bombelles schreibt ihm aus Dresden, 12. Februar 1818: „Ihre vortreffliche Zeitschrift wird nicht nur mit dem grössten Vergnügen gelesen — (Sie sind gewohnt, diese Empfindung hervorzubringen) Ihre geistreiche Unerschrockenheit erweckt zugleich die Dankbarkeit aller ehrlichen Leute. Wenn die Satire die Verbündete der Ehre und der gesunden Vernunft ist, spielt sie eine schöne Rolle, und ich

*) Von welcher Anstalt die Rede ist, kann man nicht ersehen, da die Beilage fehlt.

freue mich zu sehen, wie ihr Spott dazu gebraucht wird, die Fackeln des Jakobinismus und der Anarchie zu löschen.“ (Non seulement votre excellent journal est lu avec le plus grand plaisir [vous êtes accoutumé à produire ce sentiment]; mais son ingénieuse intrépidité excite la reconnaissance de tous les honnêtes gens. Quand la satyre est l'alliée de l'honneur et du bon sens, elle joue un beau rôle, et je jouis de voir ses sifflets employés à éteindre les flambeaux du jacobinisme et de l'anarchie.) Folgender Brief von Gentz, 3. Februar 1818, ist meines Wissens nicht bekannt: „Der Herr Staatsminister Fürst von Metternich, durch Mangel an Zeit allein verhindert, sich unmittelbar mit Ew. Hochwohlgeboren zu unterhalten, überträgt mir als angenehmes Geschäft, Ihnen zu sagen, mit wie vielem Interesse und Vergnügen er das von Ihnen herausgegebene „Literarische Wochenblatt“ liest. Der Fürst bittet Sie, dieses nicht als ein kaltes ministerielles Compliment, sondern als den Ausdruck seiner persönlichen Achtung, Zufriedenheit und Dankbarkeit aufzunehmen. Da in diesen Zeiten mehr als babylonischer Sprach- und Gedanken-Verwirrung nichts nothwendiger, aber auch nichts seltener ist als jener ruhige, besonnene Blick, welchen unsere neueren Lehrmeister Nüchternheit schelten, so erwirbt sich der gewiss ein grosses Verdienst, der die Menschen, ihr Thuen und Treiben, und heute besonders auch ihre Schriften, in einfacher, correcter, allgemein verständlicher Form einer regelmässig fortgesetzten Revision der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks unterwirft. Und wenn eine an sich so heilsame Arznei nun noch mit so reicher Sachkenntniss, mit so viel Talent und Gewandtheit und Witz und Laune, wie Ihr glücklicher Genius sie immer in Bereitschaft hat, administrirt wird, so kann sie selbst in den hartnäckigsten Krankheitsperioden ihre Wirkung nicht verfehlen. Ausserdem sieht der Fürst in Ihrem „Wochenblatt“ eine der angenehmsten Lektüren, womit

er sich seine Erholungsstunden versüsst. — Nach Vollziehung eines solchen Auftrags ist es vielleicht kaum bescheiden wenn ich hinzufüge, wie vollkommen ich das Urtheil des Fürsten unterschreibe, obgleich mir, ohne Anmaassung, wohl vergönnt ist zu denken, dass auch das meinige, als das eines alten, durch zwanzigjährige Welt- und Geschäftserfahrung geübten Mitstreiters für Wahrheit und Recht, in Ihren Augen nicht ganz ohne Werth sein werde.“ — „Sonderbare Zeiten!“ schreibt Freimund (wohl pseudonym) aus Berlin, 12. September 1817; „man schreit über die Herstellung der Inquisition, über das verruchte, alle heiligen Bande der Menschen Auflösende ihrer Angebereien, über ihr Verfolgen von Meinungen mit Feuer und Flammen; und eben die Hauptschreier in Deutschland treiben mitten in Deutschland gleiches Unwesen. Die ganze Turnerschaar, welche 1813 ins Feld zog, belief sich auf wenig über eine Mandel!“

Die über das „Literarische Wochenblatt“ ausgesprochenen Verdammungs-Urtheile liegen mir so zahlreich vor, dass die Auswahl schwer wird. Es genügt wohl, dieses Faktum festzustellen. Es geht daraus hervor, dass die Ansichten der sehr grossen Mehrheit der damaligen Zeit keine anderen, oder gar entgegengesetzten zur Geltung kommen lassen wollten, und dass Kotzebue jedenfalls ein unerschrockener Streiter war. Wollte heutzutage Jemand ein Glaubensbekenntniss, wie das weiter oben angeführte, veröffentlichen, man würde es ruhig hingehen lassen und höchstens sagen: Die Partei, die ein solches Programm aufstellt, weiss von wahrer Freiheit nichts. Und es ist doch, als wollte man in Bezug auf Kotzebue das damalige Verfolgungsverfahren aufrecht erhalten; er wird verdammt für Ansichten, die in unserer Zeit ein Anderer ungehindert aussprechen dürfte.

Die Unerschrockenheit wurde ihm mehr und mehr unentbehrlich, als Kotzebue 1817 mit einem Auftrage

des Kaisers von Russland nach Deutschland kam. Der Charakter dieses Auftrages spricht sich deutlich in einem Briefe an seine Mutter aus (Reval, 29. November 1816). „S. M. der Kaiser", schreibt er, „hat mir die Bestimmung angewiesen, ihm monatliche Berichte zu erstatten von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht u. s. w. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kommen, und aus diesen monatlichen Rapporten sollen sodann die verschiedenen Ministerien Auszüge erhalten, ein jedes von der Materie, die in dessen Hauptfach schlägt. Es scheint mir ein Geschäft, welches nicht allein ganz mit meiner Neigung übereinstimmt, sondern in welchem ich auch für das russische Reich unendlich viel Gutes stiften kann. Wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiser selbst und dessen Ministern bekannt werden, was ohne diese Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre." Kotzebue hatte die Erlaubniss, seinen Aufenthalt in Deutschland nach Belieben zu wählen, und bat Karl August um die Autorisation, sich in Weimar niederlassen zu dürfen. Die eigenhändige Antwort war folgende: Weimar, 27. December 1816. „Ew. Hochwohlgeboren Entschluss, dass Sie zur Vollbringung der Aufträge S. M. des Kaisers den hiesigen Ort zu Ihrem Aufenthalt gewählt haben, ist mir sehr angenehm, und besonders schätzbar, Sie in meiner Nähe zu wissen. Eben so gern erfülle ich Ihren Wunsch durch Ertheilung meiner Genehmigung hierzu, als es mir Freude machen wird, Ihnen bei Ihrem Hiersein mündlich versichern zu können, wie sehr ich mit wahrer Achtung bin etc. Karl August." Die Sache war also ganz öffentlich, und ist auch von den meisten Schriftstellern als eine öffentliche behandelt worden. „Wenn nach Deutschland in rein wissenschaftlicher Hinsicht ein Mann gesendet wurde", sagt Cramer*),

*) „Leben A. von Kotzebue's" Seite 116.

„um die neuen Erzeugnisse der Wissenschaft zu beobachten, und über deren Geist unmittelbar an den Kaiser und seine Minister zu berichten, so liegt hierin für deutsche Schriftsteller ein unendlich schmeichelhaftes Anerkenntniss der Bedeutsamkeit der National-Cultur und ihrer Früchte. Es ist auch wohl zu erwägen, dass hier gar nicht die Rede sein kann von Erspähen eines Nationalschatzes, welcher geheim sein und innerhalb der Grenzen der deutschen Staaten, den Ausländern versteckt, aufbewahrt werden soll. Was die Schriftsteller aussprechen, ist ein Eigenthum aller Menschen und aller Zeitalter... Das bisher nur selten solche dazu beauftragte Beobachter der Literatur von den Regenten der Staaten in andere Länder geschickt sind, gereicht den Machthabern zum gerechten Vorwurf. Die Maassregel des Aussergewöhnlichen kann wohl dem Engherzigen verdächtig, nie aber dem Unbefangenen tadelnswerth erscheinen.“ — „Man nennt Kotzebue einen Spion, einen Verräther an Deutschland“, heisst es anderswo*). „Ich sehe mich darüber in dem Treiben Kotzebue's um, und finde zu dieser Benennung nicht die gehörige Berechtigung. Der alte Hass gegen Kotzebue und andere öffentliche Besorgnisse der Deutschen haben daran wohl viel Theil.... Wo eine Macht nicht an den Feind überliefert werden kann, da fällt auch die praktische Verrätherei weg.“ — „In dem Auftrage selbst“, sagt Döring**), „den Kotzebue erhalten hatte, lag durchaus nichts, was ihm oder seinen hohen Comittenten zum Vorwurf gereichen konnte. Aber man hegte den grundlosen Verdacht, dass hinter dieser literarischen Beschäftigung ein diplomatisches Spionswesen versteckt wäre, von der Deutschland eine von Russland kommende Gefahr zu fürchten

---

*) „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung“, von Professor Lehmann. 1819. Bartenstein-Werner'sche Buchhandlung.

**) „Kotzebue's Leben.“ Seite 319.

hätte. Kotzebue, der Deutsche, erschien, in diesem Licht gesehen, als der Verräther seiner Landsleute, ohne es zu sein. Denn, hätte er geheime Instruktionen gehabt, dasjenige, was über das damalige Verhältniss der deutschen Völker zu ihren Regierungen den Schriften anvertraut ward, zu erforschen und darüber Notizen zu sammeln, so hätte er dem russischen Kaiser nur einen Bericht mitgetheilt, der weder für einen einheimischen, noch einen fremden Regenten ein Geheimniss bleiben konnte."

Der ausgesprochene Vorwurf, ein Späher gewesen zu sein, wird Kotzebue meines Wissens auch nur von zwei Literarhistorikern gemacht. Heinrich Kurz behauptet*): „Da er in der That nichts Anderes war, als ein russischer Spion, zog er sich dadurch, sowie durch seine feindseligen Gesinnungen gegen die liberalen Bestrebungen der Zeit, Hass und Verachtung zu, die sich auf blutige Weise äussern sollte." Und Koberstein sagt**): „Kotzebue wurde 1816 (1817) mit dem Auftrage und der Bestimmung nach Deutschland geschickt, hier den politischen Späher zu machen." Mit welcher Leichtigkeit fliesst diesen so hoch geachteten Männern eine entehrende Bezeichnung aus der Feder, eine Bezeichnung, die noch dazu aus der Luft gegriffen ist.

Es ist leider nur zu wahr, dass Kotzebue von einer grossen Zahl seiner Zeitgenossen gründlich gehasst wurde; grossentheils in Folge der rücksichtslosen Art, in welcher er seine politischen Ueberzeugungen aussprach. Einen der deutlichsten Beweise hierfür liefert die Geschichte des geraubten, für den Kaiser von Russland bestimmten Bulletins, das er

---

*) „Geschichte der deutschen Literatur." Leipzig 1861. Dritte Auflage. Band III, Seite 455.

**) „Geschichte der deutschen National-Literatur." 1873. Seite 215. Zweiter Theil.

gegen Ende 1817 ausgearbeitet und einem Abschreiber übergeben hatte. Dieser, der französischen Sprache nicht sehr kundig, wandte sich einiger zweifelhaften Stellen wegen an den Hofrath Luden, Herausgeber der „Nemesis“. Luden fand die Handschrift interessant, entlehnte derselben einige Auszüge und liess diese in der von ihm redigirten Zeitschrift abdrucken. Die hämischsten Bemerkungen begleiteten die Publikation des Bulletins, und sollten beweisen, dass Kotzebue „in seinen literarischen Berichten den in der Schriftstellerwelt sich regenden Zeitgeist dem russischen Hofe als allen monarchischen Regierungen gefährlich schilderte, und dieses aus deutschen Schriften zu dokumentiren suchte — in übersetzten Beweisstellen, welche den, dem Berichterstatter oft gemachten Vorwurf geflissentlicher Verdrehungen, oder leichtsinniger Verunstaltung, oder muthwilligen Zerreissens bestätigen.“*) Kotzebue erfuhr das rechtzeitig, um die gerichtliche Beschlagnahme der sein Bulletin enthaltenden Bogen zu veranlassen. Aber Professor Oken und Ludwig Wieland, der älteste Sohn des Dichters, verschafften sich Abdrücke jener Bogen, und machten den Inhalt derselben in der „Isis“ und dem „Volksfreund“ bekannt. Noch in der allerneuesten Zeit (Preussische Jahrbücher, Oktober-Heft, 1880) giebt diese Sache Anlass zu Schmähungen gegen Kotzebue. In seinem Vortrag über Heinrich Luden sagt Dietrich Schäfer: „So kam es, dass Luden, als er auf eine vollständig unverfängliche Weise in Besitz von Bruchstücken aus einem solchen Berichte kam, in denen er selbst persönlich beleidigt war, die deutschen Universitäten verunglimpft, diese Bruchstücke mit erläuternden Bemerkungen in die ‚Nemesis‘ aufnahm.“ Auf eine vollständig unverfängliche Weise! Der Abschreiber zeigte ihm die Blätter, und Professor Luden liess sie drucken,

*) „Leben August von Kotzebue's“ von Cramer. Seite 434.

ohne Vorwissen des Verfassers. Sollte das wohl unverfänglich sein? Von den deutschen Universitäten steht in diesen Bruchstücken nicht eine Silbe, also auch keine Verunglimpfung. Als persönliche Beleidigung für den Herausgeber der „Nemesis“ wird wahrscheinlich folgende Stelle betrachtet: „Herr Luden zu Jena sagt in seiner Zeitschrift oft solche halbe Wahrheiten, die mehr schaden, als die Lüge, weil die meisten Leser das Falsche vom Wahren nicht zu unterscheiden verstehen.“ Macht ein Schriftsteller sich einer persönlichen Beleidigung schuldig, wenn er etwas Derartiges in eine Schrift aufnimmt, die, ohne die Gefälligkeit des Abschreibers, nie in die Hände des Herrn Luden gekommen wäre, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war? Wenn das eine persönliche Beleidigung genannt werden kann, so ist mancher gelehrte Herr, der in seinem Schubfach irgend eine Notiz mit ähnlichen Ausdrücken liegen hat, einem Injurien-Prozess ausgesetzt. Ein vielbeschäftigter Mann hat natürlich nicht die Muse, dergleichen alte Geschichten zu lesen. Ausführlich wird die Sache unter anderem erzählt in: „Noch acht Beiträge zur Geschichte August von Kotzebue's und C. L. Sand's. Mühlhausen 1821.“ Auch in Nr. 40 der „Gartenlaube“, Jahrgang 1880, steht ein Artikel (Hamburg und Deutschland, von Karl Braun, Wiesbaden), der die Bulletin-Sache berührt, aber ebenfalls ungenau. „Lindner kehrte 1818 nach Weimar zurück“, heisst es in demselben „wo damals auch Kotzebue lebte und geheime Rapporte an den Kaiser von Russland erstattete, in welchen er die Professoren Deutschlands als Demagogen und die Hochschulen als Herde der Revolution denuncirte.“ In dem erwähnten Bulletin steht nicht ein Wort davon, die übrigen sind nur den Freunden Kotzebue's bekannt geworden, deren Begutachtung er einzuholen pflegte. Wo hat nun der Herr Verfasser des Artikels die Nachricht einer solchen Denunciation gefunden?

Kotzebue beklagte sich über den an ihm verübten Raub; das Grossherzogliche Staats-Ministerium versprach eine Untersuchung, und eröffnete bald darauf dem Kläger: „Da sich nun aber aus den bisherigen Verhandlungen und Vernehmungen jetzt so viel ergiebt, dass allerdings ein Vergehen an fremdem Eigenthum und mehrfache sonstige strafbare Ungebührniss theils vorliegt, theils begangen scheint, so erkannten wir heute förmliche Untersuchung dieser Vergehen durch das hiesige Kriminal-Gericht, und erliessen sofort das nöthige Reskript an dasselbe."

Es interessirt sich schwerlich noch heute Jemand für den Gang des daraus entstandenen Prozesses; ich entlehne daher nur Weniges einem vier Jahre später erschienenen Büchlein*), das unter Anderem folgenden Auszug aus dem „Literarischen Wochenblatt", 1818, Nr. 42, bringt: „Vor dem Richterstuhle der Moralität scheint die Frage folgende zu sein: wenn ein Gelehrter die Handschrift eines anderen heimlich erwischen kann, ist er berechtigt, sie ganz oder theilweise abzuschreiben, sie guten Freunden mitzutheilen, und endlich sie sogar drucken zu lassen, wohl wissend, dass sie keineswegs dazu bestimmt war, sondern einen amtlichen Bericht an die Behörde des Anderen enthalte."

Das Gericht verurtheilte den Schuldigen, das Spruch-Collegium der Würzburger Juristenfakultät sprach ihn frei. In welcher Weise wohl einer dieser Herren ein solches freisprechendes Urtheil aufgenommen hätte, wenn er selbst der leidende Theil gewesen wäre?

Was den Kotzebue gemachten Vorwurf einer wissentlichen Verdrehung der Ansichten der deutschen Schriftsteller betrifft, von deren Werken in den Bulletins die Rede war, so bringen die Ankläger nichts

*) „Noch acht Beiträge zur Geschichte August von Kotzebue's und C. L. Sand's." Mühlhausen 1821.

wirklich Ueberzeugendes vor. „Meine Instruktionen untersagten mir nicht, aber schrieben mir auch nicht vor, den Bulletins meine eigene Meinung beizufügen", heisst es in der Fortsetzung des obigen Artikels, „weshalb solches auch höchst selten und nur dann geschieht, wenn meine Erfahrung mir irgend eine Ueberzeugung aufdringt. Diese Ueberzeugung ist es dann, welche als ehrlicher Mann auszusprechen ich für Pflicht halte, ohne Rücksicht auf die herrschende Meinung des Tages." Seine Ueberzeugungen gehörten nun leider zu denen, die wir heute mit dem Ausdruck „das verhasste Metternich'sche System" kennzeichnen hören, und dessen Aeusserung nicht selten das pöbelhafteste Schimpfen zur Folge hatte. Als Beweis dafür diene folgende in Nr. 4 des „Literarischen Wochenblattes" (1818) erzählte Geschichte. „Wenige Tage nach Erscheinen des Aufsatzes über das Turnen, in Nr. 1 dieses Blattes, wurden auf der Strasse einige alte Schreibfedern in einem Zettel vor der Thür des Herausgebers gefunden. Der Zettel lautete wörtlich wie folgt: ‚Diese Federn sind von Kotzebue verbraucht bei Ausfertigung seines Aufsatzes gegen die deutschen Turnanstalten in seinem elenden ‚Literarischen Wochenblatt'. Er bewährt auch in diesem Aufsatz die Wahrheit der auf ihn gezielten Caricatur (?), dass, weil Gott lenkt, der Mensch auch nicht braucht zu denken. Fahre fort, Kotzebue, vielleicht wirst Du selbst, und nicht allein Deine Schriften, verbrannt. Unterzeichnet: Heldenmuth Blitzschlag, am Tage der Wiedergeburt eines Teufels, Kotzebue genannt. NB. Dem Vernehmen nach sollen ihm die Fenster eingeworfen werden.' — Das geschah auch wirklich einige Tage später. Abends nach der Komödie, in welcher sich mehrere Studenten von Jena eingefunden hatten. Der Thäter schlich ganz still unter die Fenster, warf mit einer Hand voll kleiner Steine vier Scheiben ein, und lief davon."

„Bekannt ist", erzählt Gubitz*), „dass Oken in seiner Zeitschrift bei Erwähnungen der ihm Missliebigen auch bildlich mit Eselsköpfen schmähte. Diese rohe Unwürdigkeit war Anlass, dass Kotzebue aus Weimar für den ersten Jahrgang des ‚Gesellschafter' einen Aufsatz schickte, überschrieben: Empfehlung der Eselsköpfe." (Zu finden in jener Zeitschrift, 1817, Blatt III.)

Kotzebue schlug dem Hofrath Luden vor, ihre Angelegenheit durch ein Schiedsgericht beendigen zu lassen. Die Gegner nahmen den Vorschlag nicht an.

Ich habe mir die Mühe gegeben, einzelne jener im Entwurfe mir vorliegender Bulletins genau durchzusehen und kann keine übelwollende Verunstaltung der besprochenen Schriften in denselben finden. Eine solche unwürdige Handlungsweise hätte auch keinen Zweck gehabt; was könnte es den deutschen Schriftstellern schaden, wenn die russische Regierung über einzelne Punkte ihrer Werke nicht genügend unterrichtet war? Der Verfasser der Bulletins hätte nur sich selbst dadurch schaden können. Denn wurden die Werke verschrieben, so musste ja das Ungenügende der Berichte sofort an's Licht treten. Dass die französische Redaktion nicht immer correct war und sich bei der Masse des zu prüfenden Materiales bisweilen auch Flüchtigkeit verrieth, lässt sich freilich nicht leugnen; daraus jedoch böswillige Absicht zu deduciren, erscheint jedenfalls als Ungerechtigkeit.

Einen passenden Schluss der Bulletin-Geschichte liefert mir ein von Döring**) angeführter Brief Kotzebue's an einen Freund in Weimar (Mannheim, 3. November 1818); „Du, alter Freund, wirst mir wenigstens glauben, wenn ich Dir bei Ehre und Seligkeit versichere, dass ich bei Anfertigung meiner Berichte nie

---

*) „Erlebnisse" von F. W. Gubitz. Zweiter Band. Vereins-Buchhandlung. 1868.

**) „Kotzebue's Leben." Seite 324.

den entferntesten Gedanken gehabt habe, Jemand zu schaden!“

Kotzebue's geschichtliche Arbeiten gehören vielleicht auch noch hierher; ich übergehe die kleineren Schriften und erwähne zuerst: „Preussens ältere Geschichte“. Jahre langes Arbeiten und Sammeln in Archiven, die ihm zu diesem Zwecke geöffnet waren, hatte ermöglicht, diesem Werke eine grössere Anzahl gänzlich unbekannter Dokumente beizugeben, und dasselbe zu einem für den Geschichtsforscher der damaligen Zeit interessanten und sogar unentbehrlichen zu machen. Trotzdem wurde es, mit sehr wenigen Ausnahmen, von der Presse todtgeschwiegen. Es liegen jedoch zahlreiche Beweise vor, dass die Ansicht der Gelehrten eine andere war. „Mit welchem Vergnügen, mein unvergesslicher College und Freund“, schreibt dem Verfasser Johannes von Müller aus Cassel, 7. April 1809, „und wie aufmerksam ich die ältere Geschichte Preussens gelesen, davon zeuge diese kleine Nachlese von Druckfehlern und Einfällen, so ich mir dabei notirt habe. Ich schmeichle nicht, und Sie wollen die Wahrheit; ich sage dem Verfasser, was ich über dieses Buch Allen sage: es ist vortrefflich. Gründlichkeit, Leben, durchgängige Rechtlichkeit zeichnen es aus. Da Sie von den gewöhnlichen Ansichten, sehr mit Recht, häufig abgehen, so habe ich hin und wieder zu bemerken geglaubt, dass Sie auch wohl etwas zu streng, und nach unseren verfeinerten Begriffen mit dem Orden hadern; aber im Ganzen und in der Hauptsache kann ich Ihnen durchaus nicht Unrecht geben. Erwarten Sie für diese grosse Arbeit nicht jene zahllosen Leser Ihrer übrigen Werke; die, zumal militärischen Details, ohne welche eine Geschichte das Bild der Zeiten unmöglich treu und vollständig darstellen kann, werden die leichte Lesewelt, welche gern schnell von einem Buch zum anderen hüpft, abschrecken; aber was Sie sonst schreiben, ist

gemacht, Sie im Rang des Lieblings-Schriftstellers unserer Zeiten zu erhalten. Diese Geschichte soll der Nachwelt zeigen, was Alles in Ihnen war. Sie wird bleiben, ihr Werth hat einen festen Grund, und ohne sie hätte man Kotzebue nicht ganz gekannt. Empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, den erneuten Ausdruck meiner Hochachtung und Liebe."

Schon bei dem Beginn der Arbeit hatte Johannes von Müller Mittheilungen über dieselbe erhalten, und sich unter dem 3. November 1805 geäussert: „Bei weitem Ihre meisten Urkunden sind reiner und wichtiger Gewinn, wahrlich von dem grössten Interesse; in dieser Hinsicht wird Ihr Werk grosses und hochverdientes Lob finden. Je weiter Sie kommen, desto besser werden Sie sehen, wie oberflächlich die Geschichte meist geschrieben worden. Männer von Geist scheuten die Mühe, die Sammler hatten keine Augen, kein Herz. Ich freue mich auf Ihre Arbeit recht innig; an mir soll es nicht fehlen, dass Ihnen alle Gerechtigkeit geleistet werde."

Nicht minder vortheilhaft drückt sich ein dem Vorhergehenden ebenbürtiger Beurtheiler aus. Schlözer schreibt, Göttingen, 4. Januar 1809: „Lächeln Sie immerhin, wenn ich Sie mit dem arroganten, familiären: Willkommen, Herr College! anrede. Ich sehe Sie, längst berühmter Mann, eine neue Stufe glänzenden Ruhmes ersteigen, und blicke respektvoll zu Ihrer Höhe hinauf. Das ganze äusserst mühsame Werk liegt auf einmal vor mir da, dessen Vollendung ich kaum mehr zu erleben hoffen durfte. Ich ging in's Innere, blätterte und stiess zuerst auf Seite 4 bis 17. Hier fand ich, fühlte ich: erstens Anmuth in der Darstellung, zweitens Kraft im Ausdruck, drittens Gründlichkeit (präcise Wahrheit in den einzelnen Factis, denn hierüber durfte ich auf der Stelle ein Urtheil wagen). Diese drei Eigenschaften, nach dem Ideal des vollkommenen Geschichtsschreibers habe ich in der Ver-

einigung aller drei, bei einem erzkritischen trockenen Gegenstande, das versichere ich auf meine historische Ritterehre, bei keinem, weder deutschen, noch französischen, noch englischen Geschichtsschreiber wahrgenommen."

Manches von anerkannten Autoritäten weniger günstig beurtheilte Werk finden wir in der Literatur-Geschichte angeführt; Kotzebue's rastloser Fleiss wurde vergessen. Von den Journalen der damaligen Zeit liegen mir verschiedene vor, nur die „Zeitung für die elegante Welt" und das „Morgenblatt für gebildete Stände" thuen des Buches Erwähnung. „Das Resultat wird doch wohl am Ende festbestehen", sagt erstere in Nr. 12: „dass wir um ein mit Geist verfasstes historisches Werk reicher sind", und letzteres meint in Nr. 210, 1. September 1810: „Kotzebue's ältere Geschichte Preussens ist ein gut geschriebenes Werk, man mag den mühsam gesammelten Stoff, oder die Verarbeitung und Darstellung desselben in Erwägung ziehen; es ist ein Buch, dessen wir uns freuen dürfen. Er entwarf es, als die Berliner Academici den Kopf darüber zusammensteckten, dass er ihr College geworden sei, und er brachte es unter nicht gewöhnlichen Anstrengungen zu Stande...."

Wie König Friedrich Wilhelm das erwähnte Werk aufnahm, erhellt aus zwei eigenhändigen, in Kotzebue's Nachlass aufgefundenen Schreiben. Das erste ist datirt Königsberg, 31. Mai 1808 und lautet: „Ich habe mit Vergnügen vernommen, dass Sie in Ihren guten Gesinnungen gegen Mich rühmlich ausdauern, und finde den sprechendsten Beweis davon darin, dass Sie die unternommene Ausarbeitung der Preussischen Geschichte mit unnachlässigem Fleiss fortgesetzt und jetzt vollendet haben. Ihre Mir zugleich angezeigte Absicht, Mir dieses Werk zuzueignen, kann Mir daher nicht anders als sehr angenehm sein, weshalb ich Ihnen auch Meine Genehmigung sehr gern ertheile.

Ich werde Mich freuen, Sie dereinst, nach Ihrer Absicht, wieder in Berlin zu sehen, und verbleibe Ihr wohlaffectionirter etc.“ Das zweite Schreiben, Königsberg, 23. November 1808, enthält nur die wenigen Zeilen: „Der Werth der Preussischen Geschichte, die Sie Mir unter'm 29. August dieses Jahres übersandt haben, wird dadurch noch erhöht, dass dieses Werk von Ihnen mit Hülfe so vieler Quellen bearbeitet wurde.“

Von den im Ganzen sehr günstigen Urtheilen des Auslandes führe ich nur eines an. Charles Villers sagt*): „Ein Schriftsteller, der auf einem von der Geschichte sehr verschiedenen Felde sich eine grosse Berühmtheit erworben, Herr von Kotzebue, hat sich plötzlich durch die Veröffentlichung der vier ersten Bände der älteren Geschichte Preussens zu dem Range eines hervorragenden Geschichtsschreibers emporgeschwungen. Hierin liegt ein neuer Beweis, dass der Verkehr mit Thalia oder Melpomene nicht der Gunst einer ernsteren Muse unwürdig macht. Das Beispiel ist denen Thomas Corneille's und Voltaire's, des Dänen Holberg und Schiller's beizufügen, die zugleich dramatische Dichter und Historiker waren. (Un écrivain, qui s'est aquis une très-grande célèbrité dans un genre fort différent de l'histoire, Mr. de Kotzebue, vient de s'élever tout à coup à un rang distingué parmi les historiens en publiant les quatre premiers volumes d'une histoire ancienne de la Prusse. Voilà donc une nouvelle preuve que le commerce de Thalie ou de Melpomène ne rend pas indigne des favours d'une muse plus austère; c'est un exemple de plus à ajouter à ceux de Thomas Corneille et de Voltaire, du danois Holberg et de Schiller, poëtes dramatiques et historiens à la fois.)

*) Coup d'oeil sur l'état actuel de la litérature ancienne et de l'histoire en Allemagne. Amsterdam et Paris. 1809.

Auch über die „Geschichte des Deutschen Reiches“ finde ich in Kotzebue's Nachlass manchen Brief mit Ausdrücken der Anerkennung: im Ganzen hatte jedoch dieses Werk, das sogar auf dem Wartburg-Fest verbrannt wurde, in der Gelehrtenwelt durchaus nicht den Beifall, wie das erstere. Die Zueignung des dritten Bandes genehmigte Karl August in einem eigenhändigen Schreiben vom 9. April 1815, „als schätzbares Andenken der Freundschaft“ des Verfassers.

Sollten, nach allem Vorhergehenden, Kotzebue's politische Schriften nicht wenigstens einer Erwähnung in den Literatur-Geschichten werth sein? Nur seine politische Gesinnung wird in denselben gegeisselt. Was er Anerkennenswerthes geleistet, wird verschwiegen. Und diese Gesinnung hat doch auch noch in unseren Tagen ein Häuflein Repräsentanten!

VI.

Kotzebue als Journalist und Kritiker.

Es ist Kotzebue sehr häufig der Vorwurf gemacht worden, dass er Niemand über sich dulden konnte, und Talente, die seinem eigenen Ruhm gefährlich schienen, mit allen Mitteln zu verkleinern suchte. Mehr als alle Anderen habe er Goethe und die Gebrüder Schlegel angegriffen.

Seine erste, dem grossen Publikum bekannt gewordene Zeitschrift „Der Freimüthige“ liegt vor mir. Sie beginnt mit den Worten (Nr. 1, 3. Januar 1803): „Der Freimüthige wird die Produkte unserer ersten Dichter mit inniger Wärme loben, wenn sie lobenswürdig sind; er wird sich aber durch keinen berühmten Namen und noch weniger durch eine Würde im Staat imponiren und verleiten lassen, ein mittelmässiges oder gar schlechtes Produkt zu bewundern.“ Diese Worte wurden sofort auf Goethe bezogen und Kotzebue ward zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe. Ein Weimaraner unter Anderen stellte ihn brieflich zur Rede. — Nr. 76 des „Freimüthigen“ bringt die Antwort, die unumwunden Kotzebue's Ansichten ausspricht und daher hier eine Stelle finden mag. „Ich danke Ihnen, lieber Freund, dass Sie mir Veranlassung geben, mich über Ihren sogenannten Angriff noch einmal zu ex-

pectoriren; denn wirklich, es scheint um der Schwachen willen nothwendig. Zuerst bezeuge ich gern und mit freundlichem Gemüthe, dass ich viele Schriften des Herrn von Goethe sehr hoch schätze und das wahrhafte Genie in ihm aufrichtig bewundere. Ein blinder Anbeter bin ich freilich nicht. Er hat mitunter sehr schwache Produkte geliefert, und ich kann nun einmal meinem Geschmack nicht so harte Fesseln anlegen, Alles schön zu finden, was ihm so entschlüpft. Aber ich weiss auch sehr wohl, dass das allen grossen Genies aller Jahrhunderte zuweilen widerfahren ist, und ich würde folglich nicht die geringste Rücksicht darauf genommen haben, wenn nicht Herr von Goethe, durch Weihrauch ein wenig betäubt, einen Ton in der Gelehrten-Republik angenommen hätte, der in einer Republik auch dem Ersten nicht geziemt. Fern sei es von mir, Goethe, den liebenswürdigen Verfasser von „Iphigenie“ und „Tasso“, verkleinern zu wollen, aber Goethe, den Despoten des Geschmacks, darf ich nicht ehren. Und wenn, wie Sie selbst gestehen, Niemand widerlegt hat und Niemand widerlegen kann, dass alle die gehässigen Dinge, deren ich ihn beschuldigt, buchstäblich wahr sind — dann dürfte und müsste der „Freimüthige“ schweigen? Die unbestrittenen Lorbeeren, die Goethe um seine Schläfen gewunden, gäben ihm das Recht, uns Schellenkappen aufzusetzen? — Ei, mit nichten! Was er sich erlaubt hat, lässt sich durch keinen „Tasso“ und keine „Iphigenie“ entschuldigen, und es ist daher gut und nothwendig, dass dergleichen, durchaus nicht in's Privatleben eingreifende Anekdoten bekannt gemacht werden, damit das Publikum seine Stimme laut erhebe und Herr von Goethe, darauf aufmerksam gemacht, das steife Gewand eines literarischen Despoten von sich werfe und nur die Gestalt des allgemein geliebten und verehrten Dichters wieder vor Augen stelle.“

Obiges bezieht sich vorzugsweise auf folgenden

Umstand. Goethe hatte das Schauspiel „Jon“, nach Euripides von A. W. Schlegel, in Weimar auf die Bühne gebracht. Böttiger verglich den deutschen „Jon“ mit dem griechischen Original, fand aber („Der Freimüthige“ Nr. 2, 1803) „den ersteren dem anderen weit nachstehend und sprach sich im „Journal des Luxus und der Moden“ darüber aus. Das erfuhr Goethe und ersuchte sogleich den Herausgeber, ihm den bereits fertigen Bogen zur Durchsicht zu schicken, ehe das Journal herausgegeben werde. Darauf erschien ein Billet des drohenden Inhalts: dass, wenn dieser schon gedruckte Bogen nicht sogleich kassirt werde, Goethe zum Herzog gehen und um seine Entlassung von der Direktion des Theaters ansuchen wolle. Der Herausgeber gab nach und Goethe fügte noch das Verlangen hinzu, dass künftig im Modejournal über das Weimarische Theater nichts Anderes gesagt werden dürfe, als was er selbst schreibe.“

Kotzebue's Bewunderung des Goethe'schen Genies tritt sehr häufig hervor. „Mit Recht“, sagt er in Nr. 3 des „Literarischen Wochenblattes“, 1818, „ist Deutschland stolz auf diesen Mann, denn sein Genie hat uns Welten aufgeschlossen. Treiben die Menschen Abgötterei mit ihm, so ist das nicht seine Schuld, und geschieht meistens nur, um durch ihn etwas zu scheinen, was man durch eigenen Werth auch nur zu scheinen verzweifelt. Wir haben ihn stets wahrhaft, aber nie blind verehrt, und glauben, eine solche Verehrung müsse ihm angenehmer sein als ein gedankenloses Zujauchzen, wenn er zuweilen wie ein gewöhnlicher Mensch den Mund öffnet. . . . . Laut beklagen müssen wir, dass Goethe den Plan, die Nausikaa als Tragödie zu behandeln, zurückgelegt und vergessen hat. Sicher würden wir ein Meisterwerk mehr von ihm besitzen, und nachdem der Plan bereits so schön angelegt war, hätte sich in seinem Geiste die Form bald mit Leichtigkeit gestaltet.“

Kotzebue lässt im „Freimüthigen“ oft seinem Witz die Zügel schiessen, aber der Ton in demselben ist um Vieles anständiger als in den meisten Zeitschriften der damaligen Epoche der literarischen Fehden. „Unsre jetzige gelehrte Welt“, sagt der „Allgemeine literarische Anzeiger“ (1799, Spalte 466), „liegt sehr im Argen: Kabalen, Parteigängerei, Protektionen des Unwerths, Herabsetzung oder Hintansetzung des Verdienstes, Käuflichkeit und wie die niedrigen Seiten alle heissen, gingen nie mehr als jetzt im Schwange.“ Die Fehden wurden mit der grössten Bitterkeit geführt; ich erinnere an die der „Gothaischen gelehrten Zeitung“ mit der „Wiener Zeitschrift“, die des Professors Fichte mit dem Oberhofprediger Schäfer und andere. Auch in Versen wurde Grosses geleistet; als Beispiel diene A. W. Schlegel's Gedicht auf den aus Livland stammenden Journalisten Merkel (allgemeiner literarischer Anzeiger, 1799, Sp. 1871 bis 1872):

Ein Knecht, hast für die Knechte Du geschrieben,
Ein Samojede für die Samojeden;
Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist Dein eig'ner Geist leibeigen blieben.
Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben:
Quo usque tandem wirst Du Dich entblöden,
In Kneipen, Klubs, Merkuren Deine schnöden
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?
Dir ist es Freiheit, frei und frank zu klatschen,
Die Charité, sie selbst, noch auszumerkeln,
Genie, in Honnings Genius Dich betten.
Kamst Du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen?
Rückkehr' ins Vaterland um da zu ferkeln!
Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur,
Schon ward Merkur durch ihn zum Merkel nur!

Auch Aesthetiker können bisweilen recht unästhetisch sein, wie obiges Beispiel zeigt.

Es kam so weit, dass ein Werk „über den allgemeinen Schriftstellerfrieden“ als zeitgemäss erschien.

Die „Gothaische gelehrte Zeitung“ kündigt dasselbe im vierundvierzigsten Stück Seite 374 des Jahrgangs 1799 an, geholfen hat es jedoch nicht. Kotzebue berührt diesen Gegenstand in einem Aufsatz über die Regeneration der deutschen Kritik (Nr. 151 des „Freimüthigen“, Spalte 1201). „Genannte und Ungenannte, aber gleich Namenlose“, sagt er, „werfen sich unwürdiger Weise zu Sprechern in der Literatur auf, und herrliche Geister wurden von Menschen gerichtet, die ihre Blösse durch Anonymität zu bedecken oder ihren Beruf durch unerhörte Unverschämtheit zu dokumentiren gewohnt waren.“ Die „Zeitung für die elegante Welt“ leistete Grosses in geschmacklosen und beleidigenden Kritiken.

In unseren Tagen wäre Kotzebue's Nichtanerkennung einzelner, aber nur einzelner Produkte Goethe's nicht aufgefallen, da die Nachwelt im Ganzen unparteiischer ist als die Mitwelt, obgleich sie wohl hin und wieder sich mit Urtheilen begnügt, die vielleicht bei einem aufmerksamen Rückblick nicht ganz gerecht erscheinen dürften. Wenn das Wort „klassisch“ so viel bedeuten soll als mustergültig, so ist es im Grunde ein Mangel an Pietät, alle Werke der grossen deutschen Dichter in die Sammlung der Klassiker aufzunehmen. Schon Börne's absprechende Urtheile sind nur geringen Angriffen ausgesetzt gewesen, obgleich sie auch die Grössten nicht verschonen. „Die Briefe (Goethe's und Schiller's) ergötzten mich blos, weil sie mir Langeweile machten“, durfte er ungestraft in seinen „gesammelten Schriften“ (zweite Auflage, Hamburg 1840, achter Theil, Seite 12 u. f.) sagen, „dass unsere zwei grössten Geister in ihrem Hause, dem Vaterlande des Genies, so nichts sind, . . . das ist ein Wunder und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei . . .“ Weiter Seite 33: „Von ihrer Freundschaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und

der Storch, die sich bewirthen; der Gast geht hungrig vom Tische, der Wirth, übersatt, lacht im Stillen. Doch kommt der Storch Schiller besser dabei weg als der Fuchs Goethe. Ersterer kann in Goethe's Schüssel sich wenigstens seinen idealen Schnabel wetzen, Goethe aber mit seiner breiten realistischen Schnauze gar nichts aus Schiller's Flasche bringen." So Triviales kommt in Kotzebue's Journal-Artikeln nie vor. Sogar Falk (Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt, Leipzig, Brockhaus, 1832, Seite 11) erlaubt sich Stellen wie die folgende: „Sowie diesem hohen Talent Goethe's eine allgemeine Anerkennung zu Theil geworden ist, so laut haben sich auch auf der anderen Seite tadelnde Stimmen wegen Lauheit in sittlichen Gesinnungen, soweit sie in seinen Schriften vorliegt, erhoben. Seine Verehrer suchten gleich Anfangs diese Vorwürfe dadurch zu entkräften, dass sie der Kunst den Rath ertheilten, sich ganz und gar von der Moral und ihren belästigenden Vorschriften loszusagen. Zufolge dieser Maxime wurden nun alle Diejenigen, welche ihre Unzufriedenheit mit gewissen allzu freien Darstellungen der Goethe'schen Muse äusserten, ohne Weiteres für beschränkte Köpfe erklärt."

Dass Kotzebue die Gebrüder Schlegel mit allen Mitteln seines Witzes angriff, ist wahr, aber als Entschuldigung mag ihm dienen, dass von der anderen Seite dasselbe geschah, und zwar in verstärktem Maasse. Ich erinnere an das Pasquill: „Die Ehrenpforte", welches erschien als Kotzebue nach Sibirien verbannt worden war. Das Treiben der beiden Schlegel ist übrigens von vielen Seiten strenger beurtheilt worden als Kotzebue es gethan, der doch in einer heftigen literarischen Fehde mit ihnen lebte; er lobte ihre Werke, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot. „Kenner versichern", sagt der „Freimüthige" in Nr. 7, Spalte 27, „dass man bei dem Schauspiel „Jon" (A. W. Schlegel) oft zur Bewunderung hinge-

rissen werde. Eine solche Wirkung hervorbringen zu können, darf man dem unbestrittenen Talent des Verfassers wohl zutrauen.“ In § 48, Spalte 191 heisst es: „Die Schlegel'sche Uebersetzung des Shakespeare ist meisterhaft.“ Es kommen im „Freimüthigen“ noch andere Stellen vor, in denen Kotzebue seine Anerkennung ausspricht — er suchte also auch dem Feinde gegenüber gerecht zu sein. Dass die beiden Schlegel sich durch manche Schriften die ganze Strenge der Kritik zugezogen, ist bekannt. „Friedrich Schlegel proklamirte eine Religion der Wollust“, sagt Wolfgang Menzel (Deutsche Literatur, 1836, dritter Theil, Seite 162); „dies schamlose Buch, und dass er Proselyt wurde, dass er nicht blos gegen Frankreichs Einfluss als Patriot, sondern auch gegen alle freieren Regungen in Deutschland selbst, und nicht nur gegen die politische, auch gegen die religiöse Freiheit, gegen die Reformation etc. auftrat und als Geschichtsphilosoph von diesem Parteistandpunkt aus mit bezahlter Feder ein von der Wahrheit weit entferntes Bild der Vorzeit entwarf, das hat man seinen glänzenden Talenten und seinen früheren patriotischen Verdiensten nicht verziehen.“ „Wie erbittert Schiller gegen Friedrich Schlegel schon 1797 war“, erwähnt August Koberstein (zweiter Theil, Seite 833, Anmerkung), „beweist der Brief an Goethe, worin er jenen einen Laffen nennt. . . . Goethe berichtet in einem Brief an Zelter, Schiller habe die Schlegel nicht nur nicht geliebt, sondern gehasst. Er sagte mir einmal, heisst es in diesem Brief, da ihm meine allgemeine Toleranz nicht gefallen wollte: Kotzebue ist mir respektabler in seiner Fruchtbarkeit als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den rasch Fortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht.“

Ich suche vergebens in Kotzebue's Werken — der Beweis will sich nicht auffinden lassen, er habe „Niemand über sich dulden wollen“. Das „Literarische

Wochenblatt“ verheisst manchem Namen eine grosse Zukunft und die Prophezeihung hat sich bisweilen bewahrheitet. Ich nenne nur Grillparzer und Uhland. „Es ist ein neuer Dichter erstanden, von dem sich viel, recht viel Gutes hoffen lässt“, sagt Kotzebue in Nr. 18, „er heisst Ludwig Uhland und hat geschrieben: Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel in fünf Aufzügen. . . . Der Styl ist nicht blumenreich, nicht mit lyrischen Floskeln durchwebt, aber auch nicht modern-mystisch, nicht prophetisch dunkel, sondern kräftigen Ausdruckes und lebhaft malend . . .“

Es giebt kaum eine Art, in der Kotzebue sich nicht selbst versucht hätte in seinen zahlreichen Schriften, auch der romantischen Schule hat er sich genähert in seinem „Schutzgeist“ und einzelnen anderen Produkten; im Grunde aber war er dieser Schule sehr abgeneigt, sie entsprach der Richtung seines Geistes durchaus nicht und er hat die Erzeugnisse derselben oft angegriffen. Davon berichtet auch Heinrich Kurz (Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1861, Band III., Seite 24): „Sie (Kotzebue und Merkel) haben die Schwächen der romantischen Schule nicht selten mit Glück und Witz aufgedeckt, und ist daher „Der Freimüthige“ für die Kenntniss der damaligen Literaturzustände immer noch von Wichtigkeit.“ — Trotz seiner geringen Sympathie für die Romantiker bespricht jedoch Kotzebue verschiedene Werke derselben im „Literarischen Wochenblatt“ mit warmer Anerkennung, und „preist und lobt“ unter anderen eine Sammlung von La Motte Fouqué's Gedichten.

Man hat die Kritiken im „Literarischen Wochenblatt“ des Mangels an Gründlichkeit, der Kürze, der Unkentniss des Verfassers mit den behandelten Gegenständen, mit einem Wort alles dessen beschuldigt, was eine Kritik zu einer völlig werthlosen macht. Die steigende Anzahl der Abonnenten will ich nicht als Beweis der übertriebenen Strenge dieses Urtheils

annehmen, aber es scheint mir, als habe man den Zweck der Zeitschrift dabei aus den Augen verloren. Dieser geht klar aus den eigenen Worten Kotzebue's in Nr. 41 (1818) hervor: „Man muss", sagt er, „in diesen Blättern nicht mehr suchen als der Verfasser geben will und kann. Viele Neider haben ihm Oberflächlichkeit vorgeworfen, allein er hat ja gleich anfangs erklärt, dass er gar nicht gesonnen sei, das Feld um- und durchzuwühlen, sondern nur hie und da einzelne Blumen und Blüthen abzupflücken. Der Leser soll eigentlich nur das Dasein der interessantesten Produkte der Literatur aus diesen Blättern kennen lernen und kurze Proben sollen seinen Entschluss bestimmen, mehr oder nicht mehr davon zu wissen. Ob er nebenher unserer, ohne Zweifel oft irrigen Ansicht vertrauen will, steht bei ihm." Kotzebue war übrigens nur Jurist und konnte bei seinen zahllosen Arbeiten sich unmöglich tiefgehende Kenntnisse in allen Wissenschaften erworben haben, ogleich er sich fortwährend durch Lesen auszubilden suchte, wenn seine Feder ruhte. Das bestätigt auch „ein Jugendfreund" in einer schon früher citirten Schrift, indem er sagt: „Er war in diesem Fache (der Politik) offenbar ein Naturalist, ohne früheres Studium der einschlagenden Wissenschaften, er war Skeptiker und Eklektiker in jedem Fache und mochte gern zuweilen die aus Laune und Widerspruchsgeist nur flüchtig hingeworfenen Sätze nachher starr und steif in Schutz nehmen, sobald man ihn darüber mit höhnischem Tadel anfiel." — Dass er jedoch stets seine eigenen Ueberzeugungen aussprach, steht fest, ebenso, dass er in seinen vielfachen Correspondenzen nicht die Entdeckung geheimnissvoller Beziehungen zu fürchten hatte, geht aus Folgendem hervor: Die Gebrüder Hoffmann, seine Verleger in Weimar, sollten bei Gelegenheit einer Badereise und dem späteren Aufenthalt in Mannheim, um ihm lästige Zusendungen zu ersparen, alle Briefe und Depeschen

an ihn ohne Ausnahme öffnen und nur die nothwendigen davon ihm übersenden. „Denn", setzte Kotzebue hinzu, wie der eben erwähnte Berichterstatter erzählt, „ich habe kein einziges Geheimniss, dass nicht jeder Ehrenmann wissen dürfe."

Wenn man bedenkt, dass Kotzebue bei der Herausgabe des Wochenblatts keinen einzigen Mitarbeiter hatte, alle Artikel selbst schrieb und alle zu besprechenden Werke selbst lesen musste, so staunt man über seine Arbeitskraft, die auch von verschiedenen Schriftstellern mit Anerkennung hervorgehoben worden ist. Auch auf Reisen begann er sein Tagewerk schon um fünf Uhr Morgens. Dabei muss bemerkt werden, dass manche Werke auch einer gründlichen Besprechung in dem Wochenblatt unterworfen wurden — leider vorzugsweise diejenigen, die sich mit der Politik und dem Zeitgeist beschäftigten. Dann sprach sich die Ansicht des Verfassers gewöhnlich in sehr schroffer Weise aus und gab dem Parteihass neue Nahrung und Anlass zu maasslosen Angriffen und Beschuldigungen.

Eine Seite der journalistischen Thätigkeit Kotzebue's, die freilich ihrer Natur nach nicht häufig hervortreten konnte, war das Streben, nach Kräften praktischen Nutzen zu stiften. Dazu gehört der Vorschlag, es möchte ein Gesetz gegeben werden, das jedem Bauer die Pflicht auferlegte, bei der Geburt eines jeden Kindes einen Obstbaum zu pflanzen. Auf seine Anregung wurde den durch die Franzosen ruinirten Einwohnern von Jena von Seiten der russischen Regierung eine Unterstützung zu Theil. Im „Freimüthigen" sollten von Deutschen erwiesene Wohlthaten zur Nachahmung veröffentlicht werden, „wenn es sich auch nur um einen Thaler handelte". Charakteristisch für die „Zeitung für die elegante Welt" ist die Art, wie sie diesen Gedanken in Nr. 18, Spalte 138, 1803, bespöttelt. „Mir ist eine recht eklatante edle Handlung bekannt, das Malheur dabei aber ist, dass sie sich nicht höher

als bis auf 16 Groschen beläuft. Frägt sicht nun: ist die Summe für Ihren Zweck important genug? Oder darf man es unter einem Thaler vor einem Publikum wie das Ihre mit einer edlen Handlung nicht wagen? — Auf der Heidelberger Schlossruine liegt die Abschrift einer dem „Freimüthigen“ entlehnten Correspondenz von der Bergstrasse, in welcher gegen den von dem Heidelberger Magistrat beabsichtigten „Verkauf auf Abbruch“ eines Theils der Ruine protestirt wird. Der frühere Inspektor — wenn ich nicht irre, Graimbert, — der die Schrift nebst einer Todtenmaske daselbst niedergelegt, sagte mir vor einer Reihe von Jahren, er schreibe die Rettung des Schlosses dem erwähnten Artikel zu. Ich vermag nicht, demselben eine so grosse Wichtigkeit beizulegen. „Die herrlichen Ruinen des Rittersaals“, steht in Nr. 190 des „Freimüthigen“, Seite 759, 1803, „hat man wollen abbrechen lassen, um die Steine zu verkaufen. Den Garten von Schwetzingen (ein Schloss in der Nähe von Heidelberg) hat man zu Kartoffelländereien verpachten wollen, weil er zu viel zu unterhalten kostet . . . zum Glück ist gegen Beides wirksam protestirt worden. . . .“ Nr. 191: „Mit dem Rittersaal würde man das alte Schloss seiner schönsten Zierde berauben, und wenn Schwetzingen viel Kosten verursacht, so lockt es hingegen auch eine Menge verzehrender Fremden an. O, wenn doch eine jede Hand verdorrte, die Etwas zerstören will, woran viele gute Menschen Jahrhunderte lang Freude hatten.“

Stellt man die oben gegebenen Auszüge mit dem Kapitel über Kotzebue's politische Thätigkeit zusammen, so ergiebt sich ein hinlänglich ins Einzelne gehendes Bild seines journalistischen Wirkens. Ich berühre zum Schluss nur noch einen Punkt, welcher den Hass der Tagespresse der damaligen Zeit oft nicht ohne Grund schürte. Es war die Art und Weise, in welcher der „Freimüthige“ sowohl als das „Wochenblatt“

ihre literarischen Kollegen behandelten. Ein Beispiel genügt. Bei Gelegenheit der Besprechung eines Romans sagt letzteres (Nr. 12, 1818): „Sehnsucht und Liebe, von Gleich, ist eine Erzählung, die, nach dem Urtheil eines Jenaer Recensenten, einem leichten Frühlingsregen gleicht, der wenigstens erfrischt. Das ist mehr als man von der „Jenaer Literatur-Zeitung“ sagen kann, die gewöhnlich einem groben Herbstregen gleicht und nass macht, ohne zu erfrischen.“ Wer vermag zu berechnen, wie viel dergleichen Seitenhiebe Kotzebue in der Meinung der literarischen Kreise geschadet haben. „Die Feder des lebhaften Kotzebue“, sagt der oft citirte Jugendfreund Seite 33, „ist freilich ein muthwilliges Ross, das mit ihm über Zäune und Gräben setzt und mitunter des Nachbars Pflanzungen beschädigt. . . . Wenigstens kann ich sagen, dass es ihm weh gethan, wenn man ihn überführte, dass er zu weit gegangen war.“ Den meisten Schaden fügte er sich wohl selbst bei solchen Gelegenheiten zu, oft unbewusst. Döring erzählt in dem Leben Kotzebue's Seite 357: „Manches, was er wirklich in einer gereizten Stimmung niedergeschrieben, würde bei ruhiger Ueberlegung wieder von ihm gestrichen worden sein, wenn er das Geschriebene nochmals durchgelesen hätte. Wir erinnern uns, aus dem Munde des Buchhändlers Hoffmann gehört zu haben, dass derselbe öfters mit einem Manuskript zum „Literarischen Wochenblatt“ zu Kotzebue kam, ihn auf einzelne Stellen aufmerksam machte und fragte, ob er dadurch Jemand wehe thun wolle. In solchen Fällen ergriff Kotzebue jedesmal die Feder, strich, änderte oder milderte, und bat, ihm doch ja dergleichen Stellen zu bezeichnen, denn er wolle Niemand schaden oder beleidigen.“ Der Verleger Hoffmann bestätigt die Wahrheit der Angabe in einer Anmerkung zu den Worten Döring's.

VII.

Kotzebue als Mensch.

Ich komme zu einem Gegenstand, über welchen die Beurtheilungen der Zeitgenossen und der Gegenwart sich weniger schroff gegenüber stehen. Dem Menschen Kotzebue hat man hin und wieder Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich auch hier und da einen gehässigen Ausdruck habe aufnehmen müssen, auf den ich im Verlauf dieses Artikels zurückzukommen mir vornehme. Sogar der missgünstige Hartwig von Hundt-Radovski gesteht in seinem wiederholt citirten Werk: „Als Mensch besass Kotzebue manches Gute, welches, wenn man es auch nicht mit dem Namen von Tugenden bezeichnen kann, doch keineswegs bei der Aufführung seiner literarischen Vergehungen vergessen werden darf. Er war überaus zuvorkommend, gefällig, dienstfertig und dabei im ganzen genommen ein so guter Sohn, Gatte und Vater, als sich dies nur von einem so überfeinerten Weltmann erwarten lässt.“ Bei Gelegenheit dieses Urtheils kann ich nicht umhin, hervorzuheben, dass dasselbe, wie die grosse Mehrzahl derer, die ich gefunden, von einem Manne herrührt, der nie mit Kotzebue in Berührung gewesen. Die Meisten von denen, die ihn mit einem Nachruf beehrt, sprechen nur vom Hörensagen, und bereichern das von

ihnen entworfene Bild mit Zügen, die sie dem Schriftsteller Kotzebue entnehmen. Die alte Wahrheit, dass in jedem Erdenkinde gleichsam zwei Individualitäten bestehen, lässt sich aber schwerlich deutlicher demonstrieren, als durch das Beispiel des Schriftstellers, vorzugsweise des Journalisten, und des Menschen Kotzebue. — „Lasse Deinem Herzen die erste, Deinem Verstande die zweite und Deinem Witz die letzte Stimme, Deine Handlungen zu regeln", schrieb seine vortreffliche Mutter ihrem noch nicht einundzwanzigjährigen Sohne aus Weimar, den 25. Januar 1782; „Du hast bisher das Gegentheil gethan und Dich schlecht dabei befunden;" und den 3. Januar 1803, also nach mehr als zwanzig Jahren: „Von der ganzen Welt würdest Du mit Deinem Kopfe, Herzen und Talenten geliebt sein, wenn Du nur die persönliche Stichelei liessest... Du bist ein so vernünftiger, gefühlvoller Mann — möchtest Du doch auch ein kluger Mann sein." Diese Stellen deuten auf die Richtung, die Kotzebue's Geist in seiner literarischen Thätigkeit genommen. Jung berühmt geworden durch seine ersten dramatischen Produkte, schmeichelte ihm die enthusiastische Aufnahme derselben in dem nämlichen Grade, wie ihn die herabsetzenden Kritiken kränkten, und er liess sich hinreissen, beissende Antworten auf dieselben zu schreiben. Dann kam die unglückselige Geschichte mit dem Pasquill: „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn". Man darf behaupten, dass die zu einem schwerwiegenden Ereigniss gewordene Unbesonnenheit Einfluss auf Kotzebue's ganzes Schriftsteller-Leben und sein Leben überhaupt gehabt hat. „Unbefriedigte Sehnsucht nach Achtung", sagt Cramer, „Leben Kotzebue's", Leipzig 1820, Seite 225, „von einem besseren moralischen Gefühle geweckt, bezeichnet seinen literarischen Lebenslauf, und stimmt ihn endlich feindselig gegen die ihm entgegenstehende Schriftstellerwelt." Das ist einerseits zu viel gesagt, Beweise der Achtung haben ihm

nie gefehlt, aber dass von den Schriftstellern eine bedeutende Anzahl den „Dr. Bahrdt“ dem Verfasser sein Lebenlang nachgetragen, das hat ohne Zweifel auf Kotzebue's Gemüth gewirkt. Anspielungen und directe Bezeichnungen des Pasquills sind ihm nie erspart worden. Derselbe Cramer berührt den Gegenstand in seinem Buch auf Seite 132: „Kotzebue der Mensch, der Schriftsteller, der Dichter erscheint als ein Schoosskind des Glückes, in sorgenfreier Musse, erwünschten häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen, ausgebreitetem Ruf und grossem Beifall des Publikums — aber dies genügte ihm nicht, konnte ihm keine Zufriedenheit verleihen; in ihm lebte die Ahnung eines höheren Gutes und das vergebliche Streben nach diesem unerreichbaren Etwas wurde die Geissel seines Lebens.“ Gewiss ist, dass die Rückerinnerung an seine Jugendsünde ihm viele Stunden verbittert hat. Das tritt auch aus einzelnen Stellen in seinen Werken hervor. Döring führt eine solche an. „Ich glaube in der That“, heisst es daselbst (Kotzebue's Leben von Döring, Seite 369), „dass, wenn ich damals nicht die unverzeihliche Unbesonnenheit begangen hätte, den „Dr. Bahrdt“ zu schreiben, ich noch jetzt ein von allen Recensenten gefeierter Dichter sein würde. Aber diese strafbare Uebereilung brachte auf einmal nicht allein alle die Männer gegen mich auf, die ich so scurrilisch namentlich angegriffen hatte, sondern überhaupt alle Feinde des Hofrath Zimmermann und zuletzt auch seine Freunde..... Diese Schrift ist die Wurzel alles öffentlichen Hasses gegen mich. Man hielt mich für einen schlechten Menschen; man nahm also schon alles, was ich nachher schrieb, mit diesem Vorurtheile in die Hand; man mischte überall meine Persönlichkeit mit ein, und das gehässige Urtheil über diese wirkte vielleicht bei Vielen unbewusst auf ihre Ansicht über meine Geistesprodukte... Ich meine aber doch, dass ich auch einen grossen Vortheil aus dieser traurigen Katastrophe

meines Lebens gezogen habe. Man war nämlich auf gutem Wege, mich durch Schmeichelei zu verderben, und ich selbst war auf gutem Wege, mich für mehr zu halten, als ich bin.....“ Und Seite 371: „Die meisten der Feindschaften ertrage ich sehr gelassen, und das wird mir um so leichter, weil ich nur gehasst werde und nicht wieder hasse.“ Bei einem leicht erregbaren Charakter wie Kotzebue's musste das Bewusstsein der Schuld einerseits, und andererseits die immer und immer wiederholten Angriffe eine Stimmung hervorbringen, die das Maasshalten in den Antworten bisweilen zur Unmöglichkeit machte. Sollte man den Gegensatz des guten Menschen zu dem nicht selten in boshafter Weise sich äussernden Journalisten für ein unlösbares psychologisches Räthsel erklären und in Folge dessen nicht an die wahre Herzensgüte glauben? — Das Auftauchen solcher Zweifel scheint mir nicht wahrscheinlich; der Soldat, der sich vertheidigt, freut sich, den Feind verwundet zu haben und ist deshalb doch kein Bösewicht. Uebrigens wäre manches in Kotzebue's Schriften nicht nach dem ersten Entwurf im Druck erschienen, wenn Jemand ihn auf irgend ein möglicher Weise kränkendes Wort darin aufmerksam gemacht hätte. Die Bestätigung dieser Behauptung bringt der Artikel: „Kotzebue als Journalist und Kritiker“ in den Worten des Weimarischen Buchhändlers Hofmann.

Dazu kam noch etwas anderes. „Dieser Beifall“, sagt Kotzebue (Selbstbiographie, Wien 1811) in Betreff eines seiner Jugendprodukte, „kitzelte den muthwilligen Jüngling und erzeugte vielleicht in ihm jenen unseligen Hang zur Satire, dem er zwar selten und wahrlich nie aus hämischen Absichten die Zügel schiessen liess, der ihm aber doch als Mann eine Reihe von Jahren verbittert hat. Die Satire ist ein Bienenstachel — der Gestochene leidet wenig davon, der Stechende aber lässt ihn zurück und fühlt es sein Lebenlang!“

Wie viel Groll ihm dieser Hang zugezogen, hat Kotzebue also selbst tief empfunden.

Ich habe eben gesagt, die Beweise der Achtung hätten ihm nie gefehlt. Dies bezieht sich neben dem engern Kreise der Freunde auf seinen Umgang mit vielen der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Kotzebue hatte die Gewohnheit, die Briefe, die er empfing, aufzubewahren, und eine ausserordentlich grosse Zahl derselben ist noch heute im Besitz der Familie. Ich will den Leser nicht mit einer Aufzählung der Correspondenten ermüden; mancher Brief hat ohnehin schon in diesen Blättern eine Stelle gefunden. Wenn ich trotzdem noch zwei hinzufüge und zwar solche, die mit dem behandelten Gegenstande weniger zu thun haben, so geschieht es nur des Interesses wegen, das die Verfasser jedem Gebildeten einflössen. Schiller, der, wie aus seinem Briefwechsel mit Körner ersichtlich ist, kein grosser Verehrer der Kotzebue'schen Werke war, schrieb ihm nach Wien unter dem Datum Jena, den 10. Oktober 1798: „Ihre gütige Zuschrift vom 3. dieses Monats habe ich gestern erhalten und versäume keinen Augenblick, Ihnen wegen meines Stückes die verlangte Auskunft zu geben. Es besteht eigentlich aus drei Stücken, einem Vorspiel in einem Akt, worin die Wallenstein'sche Armee charakterisirt und ein Gemälde des Zeitmoments entworfen ist, und aus zwei anderen Schauspielen, jedes in fünf Akten geschrieben. Das Vorspiel, welches „Wallenstein's Lager" heisst, und das zweite Stück, „Die Piccolomini", sind für eine Abend-Repräsentation, und das dritte eigentliche Stück: „Wallenstein's Abfall und Tod" für die andere berechnet. Indess könnten alle drei Stücke, wenn die Convenienz eines besonderen Theaters es erforderte, in ein einziges grosses, vier Stunden lang spielendes Stück zusammengefasst werden. Mit grösstem Vergnügen würde ich bereit sein, Ihnen die Stücke unter den angebotenen Bedingungen zu überlassen,

es kommt aber hier für's Erste auf die Beantwortung der Frage an: ob man in Wien überhaupt nur erlauben wird, Wallenstein's Geschichte auf die Bühne zu bringen. Denn was die Ausführung dieses Stoffes selbst betrifft, so verstünde es sich von selbst, dass ich Alles und Jedes, was der Censur nur irgend anstössig sein würde, sorgfältig ausmerzte. Ihnen, als einem dramatischen Meister und meinem Collegen auf dieser Bahn, brauche ich nicht zu sagen, dass bei einem Stoff wie dieser die Gründe pro und contra in Anregung gebracht werden mussten, und obgleich schon das poetische Interesse es mit sich brachte, das Kriminelle in Wallenstein's Handeln mit den lebhaftesten Farben abzuschildern und Abscheu dagegen zu erwecken, doch natürlicher Weise die Gesinnung, die ihn dazu bewogen, und die Gründe, die sein Betragen menschlich motiviren, obgleich keineswegs entschuldigen, in's Licht gesetzt werden mussten. Ich kann mich, was diesen Punkt betrifft, dem Urtheil des strengsten politischen Richters unterwerfen, ja es würde mir sogar lieb sein, wenn die Wiener Censur, überzeugt von meinen Grundsätzen, das Manuskript danach beurtheilen wollte. Und wäre mir auch zufällig etwas entwischt, was auf der Bühne missdeutet werden könnte, so würde ich mich ohne alles Bedenken den nöthigen Auslassungen unterziehen, so wie ich Ihnen überhaupt plein pouvoir gebe, die nothwendigen Veränderungen in dem Stücke, ohne weitere Rücksprache mit mir, zu treffen. Ich erwarte daher, ehe ich das Stück für das Theater in Wien in Ordnung bringe und eine vergebliche Mühe riskire, Ihre gefällige Erklärung darüber, ob die Censur in Wien die Vorstellung des Wallenstein aus historisch-politischen Gründen überhaupt gestatten wird; denn die Gründe dagegen, die von der Bearbeitung könnten hergenommen werden, hoffe ich, alle entweder selbst wegzuräumen, oder ich könnte mich darüber auf ihre Sorgfalt verlassen. Drei Wochen nach erhaltener

Antwort von Ihnen könnte ich alsdann das Stück an Sie absenden. — Empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung, die ich Ihrem Verdienst schuldig bin und hier mit Vergnügen an den Tag lege.“ — Kotzebue hatte damals eine amtliche Stellung bei dem Burgtheater in Wien. Das Original dieses Briefes liegt vielleicht im Archiv des Burgtheaters, in dem Nachlass Kotzebue's findet sich nur eine Abschrift von seiner eigenen Hand. Der zweite Brief ist von Beethoven, Wien, 28. Januar 1812. „Hochverehrter, hochgeehrter Herr“, schreibt er; „indem ich für die Ungarn Ihr Vor- und Nachspiel mit Musik begleitet, konnte ich mich des lebhaften Wunsches nicht enthalten, eine Oper von Ihrem einzig dramatischen Genie zu besitzen, möge sie romantisch, ganz ernsthaft, heroisch, komisch, sentimental sein, kurzum, wie es Ihnen gefalle, werde ich sie mit Vergnügen annehmen; freilich würde mir am liebsten ein grosser Gegenstand aus der Geschichte sein und besonders aus den dunkleren Zeiten, z. B. des Attila etc. Doch werde ich mit Dank annehmen, wie der Gegenstand auch immer sei, wenn etwas von Ihnen kommt, von Ihrem poetischen Geiste, das ich in meinen musikalischen Geist übertragen kann....“

Mehrere Briefe von F. G. Jacobi, dem greisen Joseph Haydn, dem Jenaer Professor Eichstädt, dem russischen Reichskanzler Grafen Rumanzoff, dem Herzog Karl August, der Herzogin Amalie und viele andere lasse ich unberücksichtigt, obgleich dieselben manches Charakteristische und besonders eine wahrhaft freundschaftliche Anerkennung für Kotzebue enthalten. Als einen Beweis der Achtung wird man auch gelten lassen, dass er, ohne einen Schritt zur Erlangung gethan zu haben, Mitglied verschiedener Gesellschaften und Akademien im In- und Auslande wurde. Schon im Jahre 1800 nahm ihn die preussische Akademie der Wissenschaften in ihren Schooss auf, die St. Peters-

burger erst im Jahre 1815. Zur Deutschen Gesellschaft in Königsberg gehörte er seit 1805, zur Kurländischen für Literatur und Kunst seit 1817. Die Akademia Albertina ernannte ihn 1813 zum Doktor der Philosophie. In den hinterlassenen Papieren befinden sich auch Patente der Gesellschaften des observateurs de l'homme in Paris und der société d'émulation in Antwerpen. Man mag sagen was man will, auch diese spontan angebotene Mitgliedschaft entrückt den Menschen Kotzebue mehr und mehr dem Kreise, den vornehmes Nichtbeachten um den Schriftsteller geschlossen.

Sehr häufig begegnet man dem Vorwurf, Kotzebue sei Intriguant gewesen. Bedenkt man, mit welchen Winkelzügen er den Verdacht, das Pasquill „Dr. Bahrdt" geschrieben zu haben, von sich ableiten wollte, so erscheint der Vorwurf als gerechtfertigt. Aber die Folgen dieser literarischen Unthat hatten ihn streng in die Lehre genommen, und lag in ihm der Hang zur Intrigue, was durch die Ungeschicklichkeit, mit welcher er der Anklage entgehen wollte, zweifelhaft erscheint, so musste er sich ernstlich versprechen, sich nie wieder durch eine ähnliche Handlungsweise dem Hass des Publikums auszusetzen. Bezieht sich also der Vorwurf der Intrigue auf das Pasquill, so ist nichts dagegen einzuwenden. Seit dem Erscheinen des „Dr. Bahrdt" 1790 aber ist nichts nachzuweisen, was einen solchen Namen verdient. Auch die Episode des Jahres 1802 nicht, was man auch dagegen einwenden mag. Mit besonderer Strenge spricht sich über diese Johannes Scherr aus (Schiller und seine Zeit, Leipzig 1862, drittes Buch, Seite 186). „Das Mittwochskränzchen (Goethe's) musste dem Neid eines lauernden Intriguanten Veranlassung zu dem Versuche geben, einen Keil in den Bund zwischen Goethe und Schiller zu treiben, vielleicht denselben wohl ganz zu sprengen u. s. w. Wir kennen die Sache aus dem Artikel des Freiherrn von Biedermann. Kotzebue war zu dem bewussten Kränzchen nicht zuge-

lassen worden; er hatte nicht entfernt in der Gesellschaft die Stellung der beiden grossen Männer, die Weimar bewohnten, aber doch eine Stellung. Durfte er nicht versuchen, auch in seinem Hause einen Kreis zu bilden? Und wenn seine Empfindlichkeit gegen Goethe sich in demselben Luft machte, so ist das vom rein menschlichen Standpunkt durchaus kein Wunder. Nun kam sein Vorschlag, Schiller bei Gelegenheit seines Namenstages zu feiern. Das geschah aber durchaus nicht im Geheimen. Die Vorbereitungen wurden öffentlich betrieben, Jedermann wusste davon; die Bedingung der Intrigue aber ist das Geheimniss, wo dieses fehlt, und der als Gegner Bezeichnete den Hergang unverschleiert vor Augen sieht, kann wohl kaum von einer Intrigue die Rede sein.

Von denen, die auch dem Menschen kein Wohlwollen entgegentragen, wird Kotzebue's Eitelkeit hervorgehoben. Man beginnt damit, ihm vorzuwerfen, er habe auf jegliche Weise versucht, seinen Namen einem altadeligen Geschlecht abzuleiten. Fr. Cramer erzählt, „Leben Kotzebue's", Leipzig 1821: „Von seinem Erlangen der Präsidentenstelle, mit der der persönliche Adel verknüpft ist, nannte er sich von Kotzebue und verschaffte so seinen Nachkommen den Familienadel mit Vorgebung seiner Abstammung von einer adeligen Familie der Mark, Kossebuh." — Die wenigen Zeilen enthalten viel Unrichtiges. Jener wohlklingende „Präsident" war nichts, als der Vorsitzende eines kleinen Gerichtshofes mit dem Rang eines Collegien-Assessors, der damals dem Inhaber den erblichen Adel verlieh. Es liesse sich beweisen, dass Kotzebue in der That einer alten Familie entsprossen war. Das ist jedoch ganz unwesentlich; von jeder Eitelkeit fern, betrachtet die Familie August von Kotzebue als den Stammvater des nach Russland übersiedelten Zweiges.

Zu erörtern bleibt also die Autor-Eitelkeit, die man in unseren Tagen, ihres häufigen Vorkommens wegen,

kaum mehr für eine Sünde halten kann. Döring spricht über diesen Punkt: „Während Kotzebue als Mensch“ (A. von Kotzebue's Leben, im Vorwort), „besonders im Kreise der Häuslichkeit und in freundschaftlichen Verhältnissen sich fast ohne Ausnahme von einer liebenswürdigen Seite zeigte, schien er im öffentlichen Leben und als Schriftsteller nicht selten alle jene Eigenschaften zu verleugnen, durch die er manches Herz gewonnen hatte. Weit weniger als eigentliche Autor-Eitelkeit — denn über seine Schriften urtheilte Niemand bescheidener, als er selbst — scheint ihn die Sucht, in jeder Sphäre zu glänzen, die er selbst zum Stoff eines Lustspiels gewählt hat, mitunter zu Schritten verleitet zu haben, die auch die nachsichtigste Kritik nicht billigen kann....“ In der Presse der Zeit war der Vorwurf maassloser Eitelkeit ein stehender Artikel, wir wollen dagegen Kotzebue selbst hören. Es war ihm unerträglich, dass jeder neue Bekannte meinte, er müsse mit einem Lobe seiner Stücke debütiren (Kotzebue's Leben von Cramer, Seite 152). „Kein Dichter ist ganz ohne Eitelkeit“, sagt er (angeführt von Geisner: A. von Kotzebue als Knabe, Jüngling, Gatte, Schriftsteller und Exulant biographisch dargestellt, Breslau 1802, Seite 106) „und es würde Affektation scheinen, wenn ich behaupten wollte, ich habe mein Machwerk (Menschenhass und Reue) nicht gut gefunden. Aber das weiss Jedermann, der mich kennt, dass es mir nicht im Traume eingefallen ist, das Stück werde so viel Glück machen, als es wirklich gemacht hat. Später übergab ich der Direktion auch die „Indianer in England“, und ich darf eben diese Direktion kühn aufrufen, einzugestehen, dass das, was ich bei der Ueberreichung dieses Stückes selbst zu seinem Nachtheil sagte und oft schriftlich wiederholte, Alles das weit übertraf, was nachmals meine Recensenten darüber zu sagen für gut befunden haben...“ „Viele halten mich für eitel“ (citirt von Döring: Kotzebue's

Leben, Seite 381) „es wäre kein Wunder, wenn ich es geworden wäre, durch all den Weihrauch, den man vormals mir gestreut hat und oft noch jetzt streut. Aber — die Hand auf's Herz — ich habe mir nie auf mein Talent etwas eingebildet, habe es immer für eine blosse Naturgabe gehalten, die zufällig durch die Lage, in der ich mich als Knabe befand, entwickelt worden. Am meisten pflegen die Menschen sich auf das einzubilden, was zu erlangen sie Mühe gekostet hat. Mein kleines Erbtheil habe ich von der Natur, und daher kam es, dass, als ich meine dramatische Laufbahn begann, ich selbst am meisten überrascht wurde durch das Lobpreisen, welches mir von allen Seiten entgegenhallte.“ Am überzeugendsten ist wohl die Freude, die er über eine Parodie der „Hussiten vor Naumburg“ äusserte (Der Freimüthige, Nr. 81, Seite 324), die unter dem Titel: „Herodes vor Bethlehem, ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in drei Aufzügen“, erschienen war. „Wenn doch alle Satiren so viel Salz und so wenig Pfeffer hätten als diese Parodie“, sagt Kotzebue, „der Verfasser der Hussiten selbst hat eine recht fröhliche Stunde dabei verlebt und kann das Büchlein in allem Ernst jedem empfehlen, der Witz und Laune liebt.“

Ob übrigens der Vorwurf der Eitelkeit widerlegt ist oder nicht, ist von keiner besonderen Wichtigkeit. Derselbe würde sich immer noch vorzugsweise auf den Schriftsteller beziehen, und ich möchte so viel als möglich hier den Menschen von diesem trennen. Von letzterem kann ich auf Grundlage der vielfältigsten mündlichen und schriftlichen Notizen und meiner eigenen Rückerinnerungen nur Gutes sagen. Meine Rückerinnerungen stammen nicht aus persönlichem Verkehr, da zwischen meinem Geburtsjahr 1813 und dem unglücklichen Datum 1819 nur sechs Jahre liegen; aber von der frühesten Jugend an habe ich versucht, meinem Gedächtniss einzuverleiben, was ich über

Kotzebue erfahren konnte. Durchaus bestätigt habe ich folgende Auslassungen eines Jugendfreundes gefunden (A. von Kotzebue. Aus seinen eigenen schriftlichen Mittheilungen wahrhaft und treu dargestellt von einem seiner Jugendfreunde. Weimar 1819. Seite 5): „Kotzebue der Schriftsteller, Kotzebue der öffentliche Mann", sagt dieser, „würde nicht so einseitig beurtheilt, nicht so allgemein strenge gerichtet worden sein, wenn man Kotzebue, den Menschen, von der Wiege an mehr gekannt, wenn man beide Seiten, sammt seinen ausserordentlichen Schicksalen in ihrer Wechselwirkung betrachtet hätte, — nein, hätte betrachten können." (Seite 10.) „Von dieser ganzen Periode (der Jugend) kann ich mich keiner Frevel, keiner bösartigen Züge von Kotzebue erinnern; wohl aber der Auftritte des Eigenwillens, reizbarer Heftigkeit und muthwilliger Possen vieler. Die Welt bringt vielleicht manches in den Menschen, was er nicht zu ihr brachte, sie leiht uns manche Züge, wenn sie Kameraden braucht. . ." (Seite 35.) „Nichts soll mich bestechen, seine Fehler des Eigensinnes, der Heftigkeit, seines Hanges zur Satire zu bemänteln, über deren Ursprung er sich selbst im fünften Bande der jüngsten Kinder seiner Laune warnend verbreitet hat .. Ich mag übrigens den von mir mehrmals im Stillen Beobachteten in die Tiefe der Seele verfolgen wie ich will, ich habe immer mehr heftige Affekte, mehr Uebereilungsfehler und gewaltsame Naturreize, doch keine Verdorbenheit, keine Unwahrheit im Ausdruck seiner Gefühle, nur Wandelbarkeit derselben wahrgenommen. Sein blaues Auge hielt den festen Blick des Mannes aus, und warf der treuherzigen Blicke öfterer, als der satirischen." Ich füge hier hinzu, dass die Schilderung für die Periode der Jugend vollkommen passt; im reiferen Alter war der Eigensinn ganz, die Heftigkeit fast ganz verschwunden, sodass für dieses die Worte des den Schriftsteller oft sehr

streng beurtheilenden Döring genau der Wahrheit entsprechen (Kotzebue's Leben, Seite 351): „Gern im Kreise der Häuslichkeit verweilend, erwies er sich dort immer als ein zärtlicher Gatte und liebender Vater. Wer je ein Augenzeuge davon gewesen ist, wird bekennen, nie ein schöneres Bild häuslicher Eintracht, inniger Liebe und herzlicher Anhänglichkeit, als in Kotzebue's Familienzirkel, gesehen zu haben. Schwerlich konnte der ein verderbter Mensch oder gar ein planmässiger Bösewicht sein, dem Verhältnisse dieser Art so reinen Genuss gewährten. Was Kotzebue als Sohn, als Gatte und als Vater war, dem entsprach auch sein Betragen gegen seine Freunde. Wem er einmal aus Achtung zugethan war, wem er einmal sein Herz geöffnet hatte, an dem hielt er fest mit der ganzen Fülle inniger Ergebenheit und Freundschaft, dem blieb er treu, für den wirkte er eifrig, den unterstützte er aus eigenen Mitteln oder suchte sich für ihn zu verwenden, selbst mit Gefahr, sich dadurch in der Meinung Anderer zu schaden. Doch was er in dieser Hinsicht that und wirkte, ist, wie fast jede echt menschliche Handlung, meist im Verborgenen geblieben, gewinnt aber hierdurch desto mehr an innerem Werthe, je mehr es der reinen Quelle der Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung entfloss.“ Döring erzählt Beispiele und fährt dann fort: „Dass überhaupt Wohlthätigkeit ein Grundzug in Kotzebue's Charakter war, bezeugen alle Die, welche sich eines vertrauten Umganges mit ihm rühmen konnten. Selbst auf Thiere, die in seinem Dienst ergraut waren, erstreckte sich dies gutmüthige Wohlwollen.“ Auf Seite 355 fügt er hinzu: „Aber auch von seinem Edelmuth und einer wahrhaft grossartigen Gesinnung liessen sich mehrfache Beispiele anführen“, und bespricht dann einzelne Fälle, die seine Worte bestätigen. Dieser Drang zum Wohlthun steht ganz unbezweifelt da. Kotzebue liess sich durch denselben nicht selten zu Ausgaben ver-

leiten, die seine Mittel überstiegen. „Das Sparen hilft nichts“, pflegte er zu sagen, „mein Vermögen reicht nicht aus für meine zehn Söhne; sie mögen sich selbst durch die Welt schlagen.“ Als einer seiner Freunde mittellos starb, nahm er dessen Tochter in's Haus, und erzog sie mit seinen zahlreichen Kindern. Diese Schilderung finde ich in sämmtlichen von mir gesammelten mündlichen Traditionen wieder.

Es ist überraschend, welchen Genuss Kotzebue in dem Landleben fand, da doch das Treiben in den Städten seiner Phantasie mehr Anregung bringen musste. Cramer führt die eigenen Worte des Dichters an (Leben Kotzebue's, Seite 9), die ich durch viele andere Citate vervielfältigen könnte. „Wenn man abgeschieden von der grossen Welt in ländlicher Stille lebt“, sagt er, „wenn Zufriedenheit und Genügsamkeit das Herz jeder Freude und folglich jeder Tugend öffnen, wenn man nur von wenigen Lieben umgeben ist, die des Herzens nie unedle Regungen von den Verirrungen des Kopfes schon längst geschieden haben, dann bekennt man gern jedes Unrecht, dessen man sich schuldig glaubt.“ Eine absolute Einsamkeit war es übrigens nicht, die ihm das Landleben gewährte; schon die zahlreiche Familie brachte es mit sich, dass es nicht an lauten Stimmen im Hause fehlte, woher er auch gern in einem einzeln stehenden Häuschen arbeitete, das noch heute existirt und von den Bauern „das Haus des Büchermachers“ genannt wird. Und die Erfordernisse der Erziehung der Kinder vermehrten auch ihrerseits die Zahl der täglich am Familientisch sich Versammelnden; Lehrer und Gouvernanten waren nicht zu entbehren; aus Dresden hatte Kotzebue den Maler Walter und den Musiker Hagen für den Zeichen- und Musikunterricht mitgebracht. Etwaigen Zweiflern an der Wahrheit obiger Schilderung hätte ich gern diese beiden Herren vorgeführt, die sich später in Reval niedergelassen hatten, und bis an ihr

Ende treue Freunde der Familie geblieben sind. Ihre Worte, von der Dankbarkeit eingegeben, klangen noch ganz anders, als was Döring erzählt. Ich habe sie selbst gehört.

Dabei war die Zahl der Nachbarn und Freunde, die den Weg bis zu dem Landgut nicht scheuten, grösser, als man bei der Entfernung muthmaassen sollte, und zur Zeit der Jagden nahm der Besuch oft Proportionen an, die der Wirthin des Hauses einige Unruhe einflössen konnten. Wahre Freunde hatte sich Kotzebue erst allmählich erworben. Als er nach Reval kam, vierundzwanzig Jahre alt und mit einem Posten bekleidet, auf welchem mancher viel ältere Mann sein Untergebener war, konnte man ihm dieses Verhältniss eben so wenig verzeihen, als den „Ausländer", der sich in seiner ganzen Art und Weise aussprach. Es gab schon damals, 1785, manchen fein gebildeten Mann in Esthland, die Mehrzahl der Mitglieder des Adels aber konnte auf diese Bezeichnung keinen Anspruch machen, während heut zu Tage fast gar keine Ausnahmen vorkommen; Kenntnisse und Belesenheit sind allgemein. Dem weniger Gebildeten war der lebhafte Thüringer, der sich hin und wieder einen etwas riskirten Witz erlaubte, nicht bequem, er passte nicht zu ihnen. Dazu kam die von Kotzebue mit Eifer betriebene Errichtung eines Liebhabertheaters, das zum Besten der Armen Vorstellungen gab. Von vielen Seiten wurde es sehr günstig aufgenommen, die Künstler und Künstlerinnen drängten sich herbei; die alten Herren aber rümpften die Nase und sprachen von Unschicklichkeit. (Ueber den neuesten Zustand der Literatur, Gelehrsamkeit, Künste u. s. f. in Liefland und Esthland, von J. Petri, Allg. literarischer Anzeiger 1801, Seite 1084.) Auch die Geistlichkeit war dagegen, und die Form, in welcher Kotzebue in einer Eingabe dieselbe bittet, als „Berather der Witwen und Waisen" die theatralischen Aufführungen zu unterstützen und

zu befürworten, ist sehr charakteristisch. Im Schosse dieser Partei hat er nie viel Sympathie genossen, um so mehr bei allen denen, die sich für geistige Entwicklung interessirten. Ein Nachbar, den ich als Greis gekannt, hat mir hierüber Vieles erzählt, was nicht wesentlich genug ist, um wiederholt zu werden.

Die Wohlthat, die Kotzebue der Landwirthschaft in Betreff des Kartoffelbaues in Esthland erwiesen, lebt noch heute hier und da im Gedächtniss der Leute fort. Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ Nr. 210, 1. September 1810 veröffentlicht über diesen Gegenstand einen Brief, dem es folgende Worte vorausschickt: „Es gelang ihm im Verein mit mehreren Gutsbesitzern, eine Agrikultur-Gesellschaft zu stiften, deren Sekretär er ist und durch welche manches Gute bis jetzt gefördert und verbreitet wurde. Hier sind seine eigenen Geständnisse, die, obwohl keineswegs bestimmt, dem grossen Publikum vorgelegt zu werden, doch auch nicht das Geringste enthalten, was einen braven Mann kompromittiren könnte, und um so gewisser Glauben verdienen, je weniger dabei an eine Toilette für die Assemblée gedacht werden konnte.“ Der Brief Kotzebue's lautet, Schwarzen, 1. Juni 1810: „Was habe ich doch allen diesen Zeitungsträgern gethan? Zum Glück habe ich nicht einmal Zeit, mich über dieses Volk zu ärgern. Ich studiere und schreibe Geschichte, ich unterrichte dann meine Kinder, ich mache nebenher dramatische Possen, ich treibe die Landwirthschaft mit grossem Eifer und thue meinen Bauern Gutes, so viel in meinen Kräften steht. Auch gedeiht Gottlob alles. Meine Kinder machen bedeutende Fortschritte. Meine Bauern werden mit jedem Jahre wohlhabender. Durch Beispiel, Schenken der Aussaat und ansehnliche Prämien, ist es mir gelungen, den Kortoffelbau im Grossen unter ihnen einzuführen. Sie hassen alles Neue unbeschreiblich und wollten lange nicht daran. Aber nun sind schon im vorigen Herbst hier auf Schwarzen, wo sonst

jährlich nicht zehn Tonnen Kartoffeln erzeugt wurden, deren 621 geerntet worden, und in diesem Jahr wird die Zahl sich vielleicht verdoppeln. Sie müssten unsere fast jährlich wiederkehrende Hungersnoth kennen, um den Werth dieser Wohlthat ganz zu fühlen. Auch wird es schon in meiner Nachbarschaft allgemein anerkannt. Dieses Frühjahr hat eine Menge fremder Bauern Saat von mir erbeten, und auch manche Herren thuen es mir nach. Die Prämien im vorigen Herbst kosteten mich über 200 Rubel, aber ich hatte auch die Freude, meine Bauern ganz bekehrt zu sehen. Bei der Aussaat fuhr ich selbst zu einem Jeden und legte eigenhändig die erste Reihe. Sie vertrauen etwas abergläubisch auf mein Glück ... Ohne es zu wollen bin ich in's Plaudern gerathen. Verzeihen Sie mir, lieber Freund. Es ist mir ein so süsser Gedanke, dass dies unglückliche Volk noch nach meinem Tode mich segnen wird, und ich gestehe gern, dass ich stolzer auf meine Kartoffeln bin, als auf Alles, was ich geschrieben habe, meine preussische Geschichte kaum ausgenommen ....." In jeder dieser Zeilen spricht sich der Gemüthsmensch unverkennbar aus.

Ein wie vortrefflicher, aufmerksamer Vater Kotzebue seinen zahlreichen Kindern war, wie er sich bemühte, ihnen im häuslichen Leben ein gutes Beispiel zu geben, davon zeugen ausser dem gedruckten Nachlass, die vielen Briefe, die sich erhalten haben. Die Söhne erster Ehe waren bereits Männer; der älteste, früher in österreichischen Kriegsdiensten, fiel im Jahre 1812 in den Reihen der russischen Armee; der zweite kehrte von einer unter seiner Leitung unternommenen Reise um die Welt zurück und war auf dem Wege nach Mannheim, als sein Vater durch Mörderhand fiel; — alle haben sie jedes geschriebene Wort des Vaters aufbewahrt, und ich könnte Bogen füllen mit Auszügen, welche die Wahrheit des eben Gesagten bestätigen. Ich erspare mir die Mühe, und demjenigen

Leser, der mir auf's Wort zu glauben geneigt ist, das Lesen der väterlichen, tief in's Herz seiner Kinder greifenden Lehren. Hier nur wenige Zeilen aus Kotzebue's veröffentlichten, hinterlassenen Papieren: „Ich bitte Euch", ruft er seinen Kindern zu, „seid nie laut und vorschnell mit Eurem Tadel, setzt ein bescheidenes Misstrauen in Euer eigenes Urtheil; verwundet nicht durch Eure Zungen, denn solche Wunden vernarben nie. Gott gebe jedem von Euch, was ich nicht hatte, einen älteren Freund, der Euch warne, wenn Ihr Eure lebhaften Gefühle zur Unzeit in Worte ausbrechen lasst. Gott verleihe Euch die grosse Kunst zu schweigen, wo Reden nichts bessert, nur erbittert, so werdet ihr nie, wie ich, Euch vorzuwerfen haben, dass Ihr manche Feindschaft Euch muthwillig zugezogen. Hätte mir, wie Euch, ein Vater seine Erfahrungen schriftlich hinterlassen, ich würde manche Klippe vermieden haben. Thut das, und wenn es Euch zu Gute kommt, so dankt es mir noch im Grabe." — Und an einer anderen Stelle: „Ob ich es besser machen würde, wenn ich meine Laufbahn noch einmal von vorn wieder anfangen könnte, das weiss ich nicht; wohl aber, dass ich es besser machen sollte!" Ich erinnere daran, dass Kotzebue in seinem einundzwanzigsten Jahre seine Laufbahn in Russland begann, also in einem Alter, wo nur wenigen Bevorzugten ein höherer Grad von Reife zugesprochen werden kann. Er hatte sie nicht, und doch haben sich seine rein menschlichen Eigenschaften, die ich mit dem schönen Namen häuslicher Tugenden bezeichnen muss, mehr und mehr entwickelt. In Russland hatte er sein Glück gefunden und Andere glücklich gesehen — das hat zweifellos eine entscheidende Wirkung auf seine späteren politischen Ueberzeugungen gehabt.

Für das geregelte Familienleben war nur eine Eigenschaft Kotzebue's störend — er liebte in hohem Grade die Abwechselung, machte gern grosse Reisen und siedelte sich mit seinem ganzen Haushalte bald

hier, bald dort an. Zum Theil war die Liebe für seine neue Heimath Esthland, in die er immer wieder zurückkehrte, und die Anhänglichkeit an Weimar, wo seine im Jahre 1828 dreiundneunzig Jahre alt gestorbene Mutter lebte, Schuld an dem häufigen Wechsel des Wohnortes, aber wir finden ihn auch vorübergehend in Mainz, Berlin, Wien, Mannheim u. s. w. etablirt und fühlen mit der Hausfrau, wie schwer es gewesen sein muss, die vielen Kinder unterzubringen. Dieser Zug ist wohl eine Folge des lebhaften, unruhigen Geistes Kotzebue's, der ja auch in seinen Arbeiten nach allem nur immer Möglichen griff. Andererseits war aber auch die Sorge für seine Gesundheit bisweilen der Grund der Uebersiedelung. Er war ängstlich und beobachtete die Funktionen seines Körpers aufmerksamer, als einem gesunden Menschen zukommt. Unter seinen Papieren befinden sich tägliche Aufzeichnungen über Schlaf, Appetit u. s. w., die erst mit seinem Todestage, 23. März 1819, schliessen.

Betrachtet man ohne Voreingenommenheit das Charakterbild, das aus obigen Citaten hervorgeht, so fragt man sich: Worauf gründete wohl Julian Schmidt seinen Ausspruch: „Kotzebue war eine gemeine Natur?“ Was war gemein in dem Menschen? Absolut nichts, wenn man das im neunundzwanzigsten Lebensjahr begangene literarische Verbrechen mit dem „Dr. Bahrdt“ ausnimmt, das auf die Gefühle des Sohnes, Gatten und Vaters keinen Einfluss ausgeübt hat. Den Schriftsteller mag die Kritik viertheilen, sie hat das Recht, seine Werke einzeln und vielleicht auch in der Gesammtheit zu verdammen, wenn es ihr an Zeit fehlt, Alles zu lesen. Sie darf Alles verwerfen, mit oder ohne Berücksichtigung der Zeit, in welcher dieselben geschrieben wurden. Sie darf Diesem in Betreff der Unmoralität eine grössere Schuld als Jenem auf die Schultern laden, je nach den sonstigen Verdiensten des Schriftstellers. Wer aber den Menschen angreift, ohne andere sichere Quellen,

als die Worte politischen Hasses, die den Charakter in den Koth ziehen, der öffnet dem Leser einen Blick auf den eigenen Charakter, oder mindestens auf eine wenig vortheilhafte Seite desselben — er zeigt, dass er recht gründlich ungerecht zu sein vermag. Ein solcher Kritiker bedenkt nicht, dass noch in den spätesten Zeiten, wenn der Schriftsteller längst vergessen ist, diejenigen, die seinen Namen tragen, das Andenken an den braven Mann rein erhalten möchten. Das Gesagte mag sich auch auf das von Herrn Julian Schmidt gebrauchte Schimpfwort beziehen, das dem Schimpfenden wohl mehr schadet, als dem seit sechszig Jahren im Grabe Ruhenden.

VIII.

Kotzebue's Ende.

Das Wartburgfest, auf welchem unter Werken verschiedener anderer Schriftsteller auch Kotzebue's „Geschichte des deutschen Reichs" verbrannt wurde, gab Kotzebue Gelegenheit zu erneuten satirischen Angriffen auf die Studenten und Universitäten, wodurch der Hass — nicht nur der Jugend — heftiger als je gegen ihn entbrannte. Das Fest ist zu bekannt, als dass eine nähere Schilderung gerechtfertigt wäre, und ich nehme daher nur zwei Briefe an Kotzebue auf, welche die Ansichten seiner Gesinnungsgenossen treu wiedergeben. Der eine ist von Ascher (Berlin, 1. Februar 1818) und fasst nur die äussere Gestaltung auf. „Sie erhalten beigehend", heisst es in demselben, „die eben aus der Presse hervorgegangene Broschüre: ‚Die Wartburgsfeier.' Ich wünsche, dass Sie sich daran erbauen mögen. Wer erinnert sich nicht, wie der breitschulterige, im Kostüm eines echten Germanen mit Backen- und Zwickelbart ausgestattete Jahn an der Spitze seiner Legion Turner hervortrat und ihr und dem umstehenden Volke deutsche Anreden in seiner barocken Kraftsprache hielt. Ihm folgte der kräftige Arndt, begleitet von einer Anzahl Bursche, die seine getreuen Schildknappen abgaben und die, neben der deutschen Tracht,

mit der akademischen Waffe, dem Prügel, gerüstet, Verderben und Untergang Dem drohten, der der deutschen Art eine üble Miene machen sollte. Hinter diesem kam der berühmte Rühs in der Haltung eines siegreichen Apostels des Glaubens, dem das kleine Häuflein Mitglieder seines christlich-deutschen Conservatismus folgte, welche mit frommen, zur Erde gekehrten Blicken ihre lutherische Chrestomathie in der Hand hielten und ihr Bekenntniss leise vor sich hermurmelten. Darauf folgte in gravitätischem, schwerfälligem Schritt eine Anzahl vermummter Gestalten — man fragte sich gegenseitig, was sie bedeuten? Eine Prozession trat nun auf, aus mehreren Reihen gerüsteter Knappen bestehend, welche in militärischer Haltung, unter Vortritt eines mit allen Insignien des Glaubens versehenen Kirchendieners einherschritten, der sich an den Worten heiser schrie:

Der deutsche Bund hier kommen wird,
Er ist der Deutschen Schutz und Hirt.

Hieraus folgerten die Umstehenden sofort, dass jene erste diplomatische Prozession eigentlich der Tugendbund bilde. Hinter der letztgenannten Abtheilung wankte eine etwas ermattete Gestalt hin, die einen ganzen magnetischen Apparat vor sich hertragen liess und mit ängstlichen Blicken ihm folgte. Die Prozession schloss eine Menge von nah und fern eingeladener Gäste, Herren und Damen. Unter diesen glaubte man die Herren Fries und Oken, den Bauer Adam Müller und den Hofrath Adam Müller und die Frau von Krüdener bemerkt zu haben. Am eifrigsten war bei diesem Aufzuge ein Theil unserer deutschen Puristen oder Sprachreiniger beschäftigt. In polizeiartiger Haltung sah man sie mit gewaltigen Reiserbündeln umherstreifen und darüber wachen, dass jeder vorgebrachte Laut und Ton der deutschen Literatur entsprach....“ Mit mehr Witz, aber denselben wegwerfenden Ausdrücken, wurde die Sache in Kotzebue's

„Literarischem Wochenblatt“ besprochen. Wie musste dabei das Blut in der studierenden Jugend aufwallen, die fest überzeugt war, auf der Wartburg ihr Herz allem Guten und Edlen geöffnet zu haben.

Der zweite Brief, von dem russischen Gesandten Grafen Alopeus (Berlin, 9. December 1817), bespricht die politische Seite des Festes und lautet: „Ich habe mich weitläufig über die Zusammenkunft auf der Wartburg und was damit in Verbindung stehen konnte ausgelassen. Ich ward hiezu aufgefordert durch die Aufmerksamkeit, die dieses Ereigniss am hiesigen Hofe erregte und durch die Wichtigkeit der Sache selbst, die, meiner Ansicht nach, sich nicht auf eine einzelne Provinz beschränkt, sondern die Ruhe von ganz Deutschland bedroht, wenn nicht bei Zeiten wirksame Maassregeln getroffen werden, um diesen Geist der Zeit in gehörige Schranken zu fesseln. Aufrichtig gestanden, halte ich es nicht einmal für hinreichend, das Uebel an einem einzelnen Ort anzugreifen, sondern, wenn es nicht Wurzeln schlagen soll, muss es in ganz Deutschland und bis in die Schweiz hinein ausgerottet werden. So wie Sie in Jena Ihre Fries, Oken, Wieland etc. besitzen, so haben wir in Berlin die Schleiermacher, Jahn, Rühs, die auch Rüdiger, Tiemanne und Massmanne auszubilden trachten, und wenn auch im Weimarischen dem Revolutions- und Konstitutions-Geschrei ein Ende gemacht würde, so sähen wir die Schreier bald wieder in Bremen und in Speier auftreten. Ernsthafte, ruhige Berathschlagungen am Bundestage über die Bundes-Akte, über Pressfreiheit, über ständische Verfassungen, würden am Sichersten den bösen Geist beschwören. Das bringt mich eben in Harnisch gegen diese Jakobiner, dass sie jede freie Untersuchung zu unterdrücken streben, dass sie wild absprechen, Personen statt Thatsachen angreifen und mit Knütteln um sich werfen, um den ruhigen Denker zu entfernen. So wähnen sie das Feld zu behalten,

und wenn sie Regierungen, Staatsmänner und Gelehrte beschimpfen, vergessen sie ganz, an das Wiedervergeltungsrecht zu denken. Noch wird sich kein Landsturm erheben, keine Landwehr es abwehren, wenn man Luther-Fries und Arlequin-Oken beim Kopf kriegt und ihnen nach ihren eigenen Worten Recht anthut. Aber was jeden Freund der Aufklärung schmerzen muss, ist, dass solche Bursche die Fürsten zwingen, strenge Maassregeln gegen die Pressfreiheit zu ergreifen und ungeschickte Censoren anzustellen, die aus Furcht vor Verantwortung das Kind mit dem Bade ausschütten.“ Obige Ansichten hätten damals viele, sehr viele Männer, nicht nur aus den gouvernementalen Kreisen, unterschrieben. Kotzebue theilte dieselben in ihrem ganzen Umfange und sprach sie mit einer fast beispiellosen Unerschrockenheit aus.

Dem genannten Feste wohnte auch ein junger Student der Theologie bei, Carl Ludwig Sand aus Wunsiedel, der spätere Mörder Kotzebue's.

Dass schon damals die Absicht in ihm gelebt habe, den Mord zu begehen, ist nicht erwiesen und auch nicht wahrscheinlich. „Es hätte sich mit völliger Gewissheit ermitteln lassen“, sagt Jarcke in seinem mit vieler Klarheit geschriebenen Buche (C. L. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-kriminalistische Erörterung aus der Geschichte unsrer Zeit. Berlin 1819 bei Dümmler, Seite 157), „dass Sand ausser dem „Literarischen Wochenblatte“ keine der Schriften Kotzebue's gelesen und dass er den Geist, der durch dieselben geht, lediglich vom Hörensagen kenne, sowie er auch sogar die beschimpfenden Ausdrücke, die er gegen jenen Schriftsteller braucht, nur von Anderen gehört und blindlings nachgesprochen zu haben scheint. Noch mehr wird diese dringende Vermuthung dadurch unterstützt, dass er die Behauptung, Kotzebue sei der Verderber oder der Schänder

unserer Geschichte, nicht durch eine Berufung auf dessen deutsche Geschichte rechtfertigt (was er unfehlbar gethan haben würde, wenn er mehr davon gewusst hätte, als das sie auf der Wartburg verbrannt worden), sondern durch andere, eben so unbestimmte Deklamationen zu begründen sucht.“ Das Zugeständniss jedoch, das Sand in einem für die Feier geschriebenen Aufsatz unter dem Titel: „Zum 18. des Herbstmonats im Jahre nach Christi 1817, auf der Wartburg“ jedem Einzelnen macht, richten zu dürfen, deutet immerhin darauf, dass ihm, ohne einen Namen daran zu knüpfen, eine Gewaltthat vor Augen schwebte. „Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt“, sagt er, „soll der Einzelne auf seine eigene Faust, nach seiner eigenen hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten, damit das Ganze (der Burschenschaft) des Rügens und Strafens enthoben sei und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde.“ Der erwähnte Aufsatz bespricht mit Wärme die Gründung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft mit dem Wahlspruch: „Tugend! Wissenschaft! Vaterland!“ und verwirft streng die Landsmannschaften, als der Einheit Deutschlands entgegenstehend. „Mit der Tugend haben wir es zu thun“, heisst es in demselben, „und streben also nach einem edlen, freien Sinn. Wir ringen nach innerer Ehre, die demüthig und fromm und unantastbar besteht vor Gott, und wir streben nach Freiheit, dem höchsten Ziele aller menschlichen Geschichte und dem köstlichsten Preise eines vollkommenen Geschlechts. Die Wissenschaft haben wir uns zur Braut erkoren, sie soll die eine Hälfte unseres Lebens werden; in frommer Einfalt und Kraft, mit frommer Demuth lasst uns nachspüren den heiligen Offenbarungen Gottes und schlechte Tändeleien seien uns verhasst. Das deutsche Land, unser Vaterland wollen wir lieben, ihm sei aller Dienst

geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei mit ihm wollen wir sterben, wenn's Gottes grosser Ruf gebeut! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das deutsche Land sei frei!"

„Streng genommen", sagt Jarcke über den Aufsatz (Seite 50), „lässt sich aus jenem Schriftchen nur so viel ableiten, dass eine wissenschaftlich-politische Umwälzung bewirkt werden, dass die allgemeine deutsche Burschenschaft, von der allein das Heil ausgehen könne für Deutschland, der Hebel zu dieser Revolution sein und dass diese letztere an die Glaubenstrennung des sechszehnten Jahrhunderts anschliessen solle. Alles Uebrige ist dem Verfasser selbst dunkel geblieben, wie man denn überhaupt nicht mit Unrecht behaupten kann, dass die Dunkelheit die eigentliche Heimath aller politischen und religiösen Irrthümer sei und dass es keinen Fanatismus ohne Unklarheit gebe." Seite 41: „Die Wirksamkeit für die Burschenschaft war die eigentlich leuchtende Idee seines Lebens geworden, für welche er Sorge und Gefahr, Spott und Hohn, ja körperliche Misshandlungen zu erdulden nicht blos entschlossen war, sondern wirklich mit einer gewissen religiösen Hingebung über sich nahm."

Noch war Kotzebue nicht der ausschliessliche Gegenstand seines Hasses -- der Entschluss, ihn zu tödten, kam erst allmälig zur Reife. Jarcke folgt (Seite 152, 153) der Entwickelung der Idee aus Sand's Tagebuche, wo folgende Stelle vorkommt: „Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch Einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräther das Schwert in die Brust zu stossen." — „Aus dieser höchst merkwürdigen Stelle", fährt Jarcke fort, „ergiebt sich die vollste Bestätigung, dass ihm nicht unwillkürlich, in leidenschaftlichem Zorn über Kotzebue, der Gedanke kam, den Ver-

hassten niederzustossen — nein, er sinnt nach, was wohl geschehen könne, um seine Theorien in's Leben treten zu lassen, und sein Gedanke weilt beim Morde. . . . Allmälig aber fixirt sich das Spiel der blutigen Phantasie bei einem Gegenstande. Er hat den Gedanken gedacht, er muss ihn vollbringen oder sich selbst der Feigheit, der eitlen Prahlerei anklagen, denn das ist, so lautet des Verirrten oberster Glaubensgrundsatz, das ist des Menschen höchstes Gesetz, seiner Ueberzeugung zu leben, und er ist fest überzeugt, das Kotzebue ein gefährlicher Feind seiner deutschen Sache sei. Dass aber gerade diesen Schriftsteller das Loos traf, liegt zunächst wohl nur in dem zufälligen Umstande, dass er Weimar zu seinem Wohnsitze genommen hatte und somit sich in dem freilich sehr eingeschränkten Gesichtskreise Sand's befand . . . (Seite 161.) Der feste Entschluss zur That ward jedoch erst dann begründet, als die Stourdza'sche Schrift gegen das Treiben der Jugend auf den deutschen Universitäten erschien und als Kotzebue sich zu ihrem Vertheidiger aufwarf. . . . ."

Nicht in der Raserei des Fanatismus also, mit verhältnissmässig kaltem Blut und fester Hand stiess Sand den 23. März 1819 dem wehrlosen Greise den Dolch in die Brust.

Selten hat ein Ereigniss eine so grosse und — in verschiedenem Sinne — allgemeine Sensation hervorgebracht wie Kotzebue's gewaltsamer Tod.

Im ersten Aufschrei ertönten auch Stimmen wie die folgende der Berliner Zeitung: „Die Meisten sagen, Sand sei das Werkzeug einer geheimen Verbindung gewesen, die sich ‚Teutonia' nenne und sich auf der Wartburg konsolidirt habe." — Das Gerücht war in Umlauf, der Mörder sei durch das Loos zur Ausführung seiner That bezeichnet worden — aber, zur Ehre der deutschen Jugend sei es gesagt, nie und nirgend haben dergleichen Anklagen eine Bestätigung

gefunden. Sehr richtig sagt hierüber Hundt-Radovski (Seite 43): „Wenn ein toller, von Kindheit auf zu religiöser Schwärmerei sich hinneigender Fanatiker dort, wo Andere nur eine wohlthätige Wärme fühlen, bis zum Siedepunkt erhitzt wird und in vermeintlichem Eifer für Religion, Tugend und Vaterland den Mordstahl ergreift, so kann dies ebenso wenig den Hochschulen, auf denen er studierte, zum Vorwurf gereichen, als der Religion und Tugend, für deren Bestes er in seinem Wahnsinn zu morden glaubte.“ Wenn Heinrich Leo in seinem Buch „Aus meiner Jugendzeit“ (Gotha, bei Perthes, 1880) erzählt: „In den ersten Tagen, nachdem die Nachricht von Sand's That nach Jena gekommen war, befanden sich die an den demagogischen Umtrieben tiefer betheiligten jungen Leute in einer unglaublichen Erhitzung, und leicht wären sechszig bis achtzig politische Meuchelmörder in Jena aufzutreiben gewesen“ — so ist von einer solchen Erhitzung bis zum Blutvergiessen doch noch ein gewaltiger Schritt und keiner der jungen Fanatiker hat denselben gethan. Wenn jedoch der Verbrecher keine Mitschuldigen hatte, so findet man in den Schriften der damaligen Zeit eine grosse Anzahl von Beweisen, dass das vollbrachte Verbrechen in gewissen Kreisen wie eine Heldenthat aufgenommen wurde. „Wer sich so stellt, dass er nicht gerichtet werden kann“, heisst es an einer Stelle (Noch acht Beiträge zur Geschichte A. von Kotzebue's und Sand's. Mühlhausen 1831), „und alsdann nicht Recht und Gesetz, sondern Gewalt und List zum Maassstabe seiner Handlungen macht, der muss im Voraus anerkennen, dass ihm auch mit dem Maasse gemessen werden könne, womit er messen will. Warum wird Tell's That als eine vaterländische Tugend anerkannt? Gegen Gessler gab es keinen Richter — er hat sich gegen Jeden im Vaterlande in einen Zustand gestellt, wo nur Gewalt gegen Gewalt, List gegen List steht.“ Die „Stuttgarter Zeitung“ sagt über

die allgemeine Aufregung: „Sollte man nicht meinen, es sei von nichts Geringerem als einer Weltbegebenheit die Rede, und das Ende eines Bülletin-Schreibers werde über das arme Deutschland Krieg, Pestilenz und theure Zeit bringen.“ In einem Brief vom 5. April 1819 (bei Jarcke, Seite 142. 143) heisst es: Sand hat edel und gross gehandelt, und es stünde gut um uns, wenn nur recht viele da wären wie unser redlicher, treuer Sand.“ — Und in einem anderen: „Unser alter Sand, unser treuer Freund, hat ein Morgenroth erweckt.“ Als ein merkwürdiges Zeichen der damaligen Zeit führt Döring (Kotzebue's Leben, Seite 344) an, dass de Wette, Professor der Theologie, in einem Brief an Sand's Mutter, Berlin, 31. März 1819, ihr Glück wünschte, einen solchen Sohn geboren zu haben. Ein Brief aus Paris, 22. Mai 1819, mit der Aufschrift: „Dem deutschen Helden Sand“, kam auch zu den Akten. In demselben wurden „dem edlen und grossmüthigen deutschen Mann“ die Gründe entwickelt, warum es recht gewesen, Kotzebue zu tödten, das Vaterland würde einst „dem deutschen Mutius ein verdientes Denkmal setzen“. Eigenthümlich ist die Ansicht der Zeitschrift für psychische Aerzte (Erstes Vierteljahr-Heft für 1819), der Mord sei der Ausgang einer Fehde gewesen.

Also gleichsam versöhnt mit der Unthat, behielten Viele nur den Gewinn im Auge, den die deutsche Sache vermeintlich aus Kotzebue's Tode ziehen musste. Einer solchen weitverbreiteten Anschauungsweise gegenüber gehörte ein gewisser Muth dazu, seine Entrüstung unumwunden auszusprechen, und Wenige thaten es. Einige Blätter widmeten ihm Artikel, aber dieselben kamen der Energie der Sprache der Andersdenkenden höchst selten nach; bei den meisten ist eine auffallende Zurückhaltung bemerkbar. Die „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ schlagen einen kühneren Ton an. „In der Westminster-Abtei“, heisst es in denselben, April 1819, Nr. 40, „würde Kotze-

bue, wäre er ein Britte, von brittischer Meuchelhand gefallen, zwiefache Apotheose finden, ein Denkmal als Dramaturg und als blutiges Opfer freisinnig geäusserter politischer Meinungen. Die Nation würde in seinem Morde das, was sie am höchsten achtet, freies Mittheilen der Gedanken und Ansichten, schwer und freventlich beleidigt sehn. Allgemein muss dem Britten die Pressfreiheit sein. Ihm würde schlecht eine Sache sich empfehlen, die durch den Dolch Uebergewicht sucht.“ Nicht weniger ausnahmsweise Unerschrockenheit liegt in folgenden Worten des Professors Lehmann. „Steht die deutsche Freiheit überhaupt in Gefahr?“ sagt er Seite 34 seiner Schrift „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung“ (Bartenstein in Ost-Preussen, 1819); „kommt diese Gefahr von Kotzebue her? Musste er ermordet werden? Musste sein Tod aus der Hand eines Privatmannes kommen? Diese Fragen muss die Politik erst beantworten, ehe sie zu einer Billigung dieser Ermordung kommen kann. Auch diese Frage schliesst sich hier noch an: wird die deutsche Freiheit Vortheile davon haben? Es könnte sein, dass zwar Kotzebue ihr nicht im Wege sei, aber dass eben Sand ihr Gefahr bringe, und dass der todte Kotzebue ihr eben so schade, als der lebendige. Schon hat es Stimmen gegeben, welche dem Sand nachriefen: ‚Du hast die deutsche Freiheit erdolcht!‘“ Jarcke spricht seine Meinung frei in dem oft angeführten Buche Seite 329 aus: „Es wurde bei dieser Gelegenheit klar“, sagt er, „welcher Riss durch unsere geistige Welt geschehen ist, und die unparteiische Geschichte wird einst alle Stimmen über dieses Verbrechen, von dem spärlichen, grossentheils nur furchtsamen und halblauten Tadel an, durch alle Verirrungen bis zum hellen Jubel über den Mord und bis zur Lobpreisung des Thäters, sammeln, und daraus ein gerechtes Urtheil über das Zeitalter bilden, denn dieses ist es, welches sich in den Individuen abspiegelt und ausspricht, die als Sprecher

für Viele hervortraten.“ Ich erinnere hierbei an die Worte Börne's (Gesammelte Schriften, Theil 6, Seite 70 der zweiten Auflage): „Die Ermordung Kotzebue's ist der Krystallisationspunkt, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt.“

Eckermann (Gespräche mit Goethe, Band 2, Seite 272) führt einen Ausspruch Goethe's an, der schwer zu begründen wäre. „Der Hass schadet Niemandem“, hat der grosse Dichter gesagt, „aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzet. Kotzebue wurde lange gehasst, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mussten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen“ (wobei die „Jenaische Literatur-Zeitung“ die grösste Thätigkeit entwickelt hat). Einem verächtlichen Gegner trachtet man schwerlich nach dem Leben — er kann nicht schaden, und man lässt ihn einfach unbeachtet. Dass Kotzebue mit seinem rücksichtslosen Aussprechen reaktionärer Ideen und seinen witzigen Angriffen auf die studierende Jugend kein verächtlicher Gegner war, beweist die glühende Feindschaft der Andersgesinnten, beweist am Unwiderleglichsten gerade Sand's That.

Glücklich ist der, an dessen Grabe die Versöhnung die letzten, auf den Sarg geworfenen Erdschollen begleitet. Kotzebue's Tode folgte keine Versöhnung — bis auf den heutigen Tag ist die Nachwelt nicht im Stande, ohne Bitterkeit ihr Urtheil über ihn und sein Wirken zu fällen. Er hat es einst selbst gesagt — die Wunden, welche die Satire schlägt, vernarben nicht, und wer die Geduld gehabt hat, die vorliegenden Blätter zu lesen, weiss, dass ausser dem unvergessenen „Dr. Bahrdt“ noch Einzelnes im Gedächtniss der Schriftstellerwelt zurückgeblieben ist, was schwerer zu wiegen scheint als das vollbrachte oder beabsichtigte Gute. Das ist es jedoch, meiner Ansicht nach, nicht allein, was Kotzebue einem, in den Literaturgeschichten so allgemein ungünstigen Urtheil überliefert — es tritt

noch ein Umstand hinzu, der, wie ein Nachhall seiner politischen Ansichten, die Ansichten der Literarhistoriker beeinflussen könnte. Sein Tod hatte eine Menge strenger Maassregeln zur Folge; die Geistesprodukte der Freisinnigen unterlagen einer misstrauischen Beaufsichtigung, ein unheimlicher Druck lastete auf der Entfaltung der Literatur. Die Wirkung davon war nur zu deutlich: „Es ist eine Thatsache", sagt Wolfgang Menzel, „dass keine frühere Periode unserer deutschen Literatur je so viel Schlechtes, des menschlichen Geistes Unwürdiges hervorgebracht hat, als die letzte Periode seit den Karlsbader Beschlüssen." Und bewusst und unbewusst wurde Kotzebue mit einem solchen Zustande der Dinge in Verbindung gebracht — er war ja ein Vertheidiger des Systems gewesen, das dem Aufstreben die Flügel beschnitt, hätte er nicht durch sein rastloses Wirken in diesem Sinne den Studenten Sand zu einem Morde verleitet, es wäre nicht so schlimm geworden, — Kotzebue trägt die Schuld, sein Tod ist so verderblich gewesen wie sein Leben! Und daraus ist eine Tradition geworden die seitdem schablonenartig aus einer Literatur-Geschichte in die andere übergeht — wer sollte sich denn auch eines einzelnen Mannes wegen die Mühe nehmen zu prüfen, ob er das Verdammungsurtheil verdient oder nicht? Ich habe durch diese Blätter Demjenigen, der gerecht sein will, es erleichtert; sie sollen nichts sein als ein Quellen-Studium.

Sand war kein schlechter Mensch. „Nach allen übereinstimmenden Nachrichten", sagt Jarcke (Seite 41), „war er bis zu der That nicht nur ein äusserlich unbescholtener, sittenreiner Jüngling, von regem Fleiss und tüchtigem wissenschaftlichen Streben, sondern man kann auch, abgesehen von den Zeugnissen seiner Lehrer, insoweit sich sein inneres Leben in den Briefen an seine Eltern abspiegelt, ihm die Anerkennung nicht versagen, dass wohl nur Wenige in seinem Alter so reine, kindliche Erfurcht gegen ihre Eltern gehegt

haben mögen, wie er, und dass bei noch Wenigeren sich ein so offenes, zutrauliches, inniges Anschliessen an dieselben zu erhalten pflegt, wie es in Sand's Briefen an seine Mutter hervortritt." — Auch hat weder die tiefgebeugte Wittwe Kotzebue's noch sonst jemand von den Zurückgebliebenen je dem unglücklichen, bis zum Verbrechen verirrten Jüngling geflucht. Erdrückend schwer ward nach der That die Existenz der Wittwe mit dreizehn lebenden Stief- und eigenen Kindern, von denen die grosse Mehrzahl in zartem Alter stand, und das jüngste erst seit zwei Monaten geboren war. Die Erinnerung an ihr gemordetes Glück war fortan ihre Begleiterin durch's Leben. Von ihr, die stolz auf ihren Gatten war, stammt die Verehrung, die die Nachkommenschaft ihm weiht. Kein Glied der zahlreichen Familie hat dem Namen einen Schandfleck angeheftet, sie halten ihn hoch bis in die sich schon entwickelnde dritte Generation. Und wird ein Familienfest gefeiert, so vergessen auch die Kleinen des Urgrossvaters nicht, und horchen auf, wenn das Gedicht gelesen wird, das im Schreibtisch des Verblichenen gefunden wurde:

O hütet Euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden sein.
Auch wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müsstet ihr durch keine Zähre
Des Freigelass'nen Grab entweihn.
Doch gleich dem holden Morgensterne
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Der neuen Freistatt Wiederschein.
Nach ihr erhebet Eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft. Ein sanfter Druck
Der Hand, die oft an's Herz Euch presste,
Liebkose meine kalten Reste:
Und wollt ihr meinen Tod begehn,
So weihet ihn zum Freudenfeste.
Und widmet es dem Wiedersehn.

Nur sucht mich nicht in meinem Grabe;
Nein, mein Gedächtniss-Tempel sei
Die Halle, wo ich sorgenfrei
Mich oft mit Euch gefreuet habe.
Hier feiert, den Agapen gleich,
Ein heitres Bundesmahl im Stillen,
Und lest des Vaters letzten Willen:
Seid tugendhaft und liebet Euch!

Fünfzig Jahre nach Kotzebue's Tode, im April 1869, stand ich an seinem Grabe, auf dem alten Mannheimer Friedhofe inmitten der Stadt. Ich war von dem Magistrat benachrichtigt worden, dass dieser Friedhof eingehen müsse, und die Nachkommenschaft der daselbst Ruhenden berechtigt sei, die Ueberreste auf den neuen, jenseits des Neckars gelegenen, überzuführen. Die Arbeiter hatten sich eingefunden mit Spaten und Hacken, und die Ausgrabung begann. Die Gruft war nicht gemauert, und mit der grössten Vorsicht gruben wir tiefer und tiefer. Ich war allein auf dem Friedhofe mit den schlichten Leuten, die schweigend ihr Werk förderten, und dem greisen Todtengräber. Dieser hatte als Knabe der Beerdigung beigewohnt, und flüsterte mir seine Rückerinnerungen in's Ohr — von der Verzweiflung der Wittwe und von mehreren Söhnen, die im Lauf der Jahre die Wallfahrt nach Mannheim unternommen. Ich horchte auf seine Worte in einer Stimmung, die ich wohl nicht zu schildern brauche. Vergangenheit und Gegenwart reichten sich wehmüthig die Hand über den langen Zwischenraum eines halben Jahrhunderts. Da glitt ein Spaten über den kaum sichtbaren Rest eines Brettes; von nun an durfte nur mit den Händen weiter gearbeitet werden. Einzeln sammelten wir die Gebeine aus dem Sande und legten sie in einen kleinen Sarg; lange hielt ich den Schädel in der Hand und blickte ihm in die leeren Augenhöhlen!

Es war ein kleiner Trauerzug, der sich jetzt zur Stadt hinaus bewegte — der Leichenwagen mit seinem Lenker und ich. Hell schien die Sonne vom wolken-

losen Frühlingshimmel herab. Auf dem neuen Friedhofe hoben Träger die leichte Bürde von dem Wagen und versenkten sie in die bereitgehaltene Gruft, an welcher der einfache Schmuck der alten — ein Granitblock mit einer Inschrift — sich schon erhob. Das Grab befindet sich an dem einen Ende einer Reihe, an deren anderem Sand liegt. Auf der Ruhestätte des letzteren sind Worte eingegraben — Ehre, Vaterland, noch andere, wenn ich nicht irre. Die Errichter des Grabes haben dargethan, dass sie noch heute Sand's That für eine rühmliche halten, dass der Hass gegen Kotzebue noch heute nicht überall erloschen ist.

Ich habe oben zu zeigen versucht, worauf derselbe sich gründet.

Anhang zu dem Kapitel über Kotzebue als Dramatiker.

Verzeichniss sämmtlicher Theaterstücke A. von Kotzebue's.

I. Possen, Lustspiele, Operntexte, Schau- und Trauerspiele die den Vorwurf der Immoralität nicht rechtfertigen.

1. Das Intermezzo, oder der Landjunker zum ersten Mal in der Residenz. Lustspiel in 5 Akten.
2. Der todte Neffe. Lustspiel in 1 Akt.
3. Die Uniform des Feldmarschall Wellington. Lustspiel in 1 Akt.
4. Der Gefangene. Lustspiel in 1 Akt.
5. Der Wirrwarr. Posse in 5 Akten.
6. Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen. Fastnachtsspiel in 5 Akten.
7. Des Teufels Lustschloss. Zauberoper in 3 Akten.
8. Hygea. Vorspiel in 1 Akt.
9. Bayard. Schauspiel in 5 Akten.
10. Die Sucht zu glänzen. Lustspiel in 4 Akten.
11. Ueble Laune. Schauspiel in 4 Akten.
12. Das Dorf im Gebirge. Schauspiel in 2 Akten.
13. Die Uhr und die Mandeltorte. Lustspiel in 1 Akt.
14. Das Köstlichste. Schauspiel in 1 Akt.
15. Die kluge Frau im Walde. Zauberspiel in 5 Akten.
16. Der hyperboräische Esel. Philosophisches Lustspiel für Jünglinge. 1 Akt.
17. Die Hussiten vor Naumburg. Schauspiel in 5 Akten.
18. Hugo Grotius. Schauspiel in 4 Akten.
19. Die Seeschlacht und die Meerkatze. Posse in 1 Akt.
20. Die Spiegelritter. Oper in 3 Akten.
21. Der Opfertodt. Schauspiel in 3 Akten.

22. Der Sammtrock. Lustspiel in 1 Akt.
23. Das verlorne Kind. Schauspiel in 1 Akt.
24. Lohn der Wahrheit. Schauspiel in 5 Akten.
25. Die Brandschatzung. Lustspiel in 1 Akt.
26. Das Schreibepult. Schauspiel in 4 Akten.
27. Der Graf von Burgund. Schauspiel in 5 Akten.
28. Mädchenfreundschaft. Lustspiel in 1 Akt.
29. Octavia. Trauerspiel in 5 Akten.
30. Das Gespenst. Schauspiel in 4 Akten.
31. Der Lügenfeind. Lustspiel in 1 Akt.
32. Die Unvermählte. Drama in 4 Akten.
33. Die Schule der Frauen. Frei übersetzt. (Molière.)
34. Die Feuerprobe. Lustspiel in 1 Akt.
35. Blind geladen. Lustspiel in 1 Akt.
36. Der arme Minnesänger. Schauspiel in 1 Akt.
37. Kaiser Claudius. Schauspiel in 1 Akt.
38. Der Schutzgeist. Dramatische Legende in 6 Akten.
39. Das arabische Pulver. Posse in 2 Akten nach Holberg.
40. Das Thal von Almeria. Schauspiel in 1 Akt.
41. Das Lustspiel am Fenster. Posse in 1 Akt.
42. Der Brief aus Cadix. Drama in 3 Akten.
43. Der verbannte Amor. Lustspiel in 4 Akten.
44. Bela's Flucht. Schauspiel in 2 Akten.
45. Die alten Liebschaften. Lustspiel in 1 Akt.
46. Die neue Frauenschule. Lustspiel in 3 Akten nach dem Französischen.
47. Der Kosak und der Freiwillige. Liederspiel in 1 Akt.
48. Der Shawl. Lustspiel in 1 Akt.
49. Der Schauspieler wider Willen. Lustspiel in 1 Akt. Nach dem Französischen.
50. Feodora. Singspiel in 1 Akt.
51. Die Komödianten aus Liebe. Lustspiel in 1 Akt.
52. Das zugemauerte Fenster. Lustspiel in 1 Akt.
53. Die Glücklichen. Lustspiel in 1 Akt.
54. Zwei Nichten für eine. Lustspiel in 2 Akten.
55. Das Taschenbuch. Drama in 3 Akten.
56. Die deutsche Hausfrau. Schauspiel in 3 Akten.
57. Ungarns erster Wohlthäter. Ein Vorspiel.
58. Die Ruinen von Athen. Nachspiel mit Chören.
59. Eulenspiegel. Schwank in 1 Akt.
60. Der Fluch eines Römers. Schauspiel in 1 Akt.
61. Rudolph von Habsburg. Schauspiel in 6 Akten.
62. Die Grossmama. Lustspiel in 1 Akt.
63. Die Seelenwanderung. Schwank in 1 Akt.

64. Der Edukationsrath. Lustspiel in 1 Akt.
65. Alfred. Oper in 3 Akten.
66. Hans Max Giesbrecht. Komische Oper in 1 Akt.
67. Die Brilleninsel. Fantastische Oper in 2 Akten.
68. Der hölzerne Säbel. Liederspiel in 1 Akt.
69. Pfalzgraf Heinrich. Fragment.
70. Die Nachtmütze des Propheten Elias. Posse in 1 Akt.
71. Braut und Bräutigam in einer Person. Posse in 2 Akten.
72. Die Rosenmädchen. Oper in 3 Akten nach dem Französischen.
73. Der deutsche Mann. Schauspiel in 4 Akten.
74. Der Kyffhäuser. Berg-Oper in 1 Akt.
75. Die Verkleidungen. Posse in 2 Akten.
76. Die Wüste. Dramatisches Gedicht.
77. Hermann und Thusnelda. Oper in 3 Akten.
78. Marie. Dramatische Idylle. 1 Akt.
79. Der Spiegel. Lustspiel in 1 Akt.
80. La Peyrouse. Schauspiel in 2 Akten.
81. La Peyrouse. Neu bearbeitet in 1 Akt.
82. Gisela. Schauspiel in 4 Akten.
83. Prinzessin Couambe. Komische Oper in 2 Akten.
84. Pervonte oder die Wünsche. Komische Oper in 3 Akten.
85. Die Alpenhütte. Oper in 1 Akt.
86. Der Käficht. Komische Oper in 1 Akt.
87. Rothmantel. Volksmärchen in 4 Akten.
88. Der Zitherschläger und das Gaugericht. Lustspiel in 2 Akten.
89. Drei Väter auf einmal. Posse in 1 Akt.
90. Der Ruf. Dramatisches Lehrgedicht in 3 Akten.
91. Des Hasses und der Liebe Rache. Schauspiel in 5 Akten.
92. Die Selbstmörder. Drama in 1 Akt.
93. Der Capitän Belronde. Lustspiel in 3 Akten nach Picard.
94. Die Bestohlenen. Lustspiel in 1 Akt.
95. Der Taubstumme, oder der Abbé de l'Epée. Drama in 5 Akten. aus dem Französischen des Bouilly.
96. Die Stricknadeln. Schauspiel in 4 Akten.
97. Armuth und Edelsinn. Lustspiel in 3 Akten.
98. Der Verschwiegene wider Willen. Lustspiel in 1 Akt.
99. Die deutschen Kleinstädter. Lustspiel in 4 Akten.
100. Der grade Weg ist der beste. Lustspiel in 1 Akt.
101. Die Kreuzfahrer. Schauspiel in 5 Akten.
102. Der weibliche Jakobiner-Clubb. Politisches Lustspiel in 1 Akt.
103. Blinde Liebe. Lustspiel in 3 Akten.
104. Der häusliche Zwist. Lustspiel in 1 Akt.
105. Die Organe des Gehirns. Lustspiel in 3 Akten.
106. Die Rosen des Herrn von Malesherbes. Lustspiel in 1 Akt.

107. Die Freimaurer. Lustspiel in 1 Akt.
108. Der alte Leibkutscher Peter's des Dritten. Anekdote in 1 Akt.
109. Der Vielwisser. Lustspiel in 5 Akten.
110. Das Epigramm. Lustspiel in 4 Akten.
111. Der arme Poet. Drama in 1 Akt.
112. Das Posthaus in Treuenbrietzen. Lustspiel in 1 Akt.
113. Don Ranudo de Colibrados. Lustspiel in 4 Akten. Frei nach Holberg.
114. Die Tochter Pharaonis. Lustspiel in 1 Akt.
115. Die Barmherzigen Brüder. Schauspiel in 1 Akt.
116. Unser Fritz. Schauspiel in 1 Akt.
117. Die Versöhnung. Schauspiel in 5 Akten.
118. Die silberne Hochzeit. Schauspiel in 5 Akten.
119. Die Verwandtschaften. Lustspiel in 5 Akten.
120. Die Unglücklichen. Lustspiel in 1 Akt.
121. Die Sparbüchse, oder der arme Candidat. Lustspiel in 1 Akt.
122. Johanna von Montfaucon. Romantisches Gemälde. in 5 Akten.
123. Die Corsen. Schauspiel in 4 Akten.
124. Rübezahl. Schauspiel in 1 Akt.
125. Der Trunkenbold. Schnurre in 2 Akten nach Holberg.
126. Falsche Scham. Schauspiel in 4 Akten.
127. Die Negersklaven. Historisch dramatisches Gemälde in 3 Akten.
128. Die hübsche kleine Putzmacherin. Lustspiel in 1 Akt.
129. Das Kind der Liebe. Schauspiel in 5 Akten.
130. Der Hahnenschlag. Schauspiel in 1 Akt.
131. Graf Benjovski. Schauspiel in 5 Akten.
132. Die entlarvte Fromme. Fragment. 1. und 4. Akt.
133. Die eifersüchtige Frau. Lustspiel in 2 Akten nach dem Englischen.
134. Verlegenheit und List. Lustspiel in 3 Akten. Frei nach Pigault-Lebrun.
135. Die Frau vom Hause. Lustspiel. Fragment. 1. und 5. Akt.
136. Die schöne Unbekannte. Dramatisirte Erzählung.
137. Das Liebhabertheater vor dem Parlament. Nachspiel mit Gesang.
138. Die Spanier in Peru, oder Rolla's Tod. Trauerspiel in 5 Akten.
139. Der Papagoy. Schauspiel in 3 Akten.
140. Fanchon das Leiermädchen. Aus dem Französischen des Bouilly. Vaudeville in 3 Akten.
141. Heinrich Reuss von Plauen. Trauerspiel in 5 Akten.
142. Des Esels Schatten. Posse in 1 Akt.
143. Ubaldo. Trauerspiel in 5 Akten.
144. Die französischen Kleinstädter. Lustspiel in 4 Akten nach dem Französischen.
145. Die respektable Gesellschaft. Lustspiel in 1 Akt.

146. U. A. w. g. oder die Einladungskarte. Lustspiel in 1 Akt.
147. Der Vater von ungefähr. Lustspiel in 1 Akt.
148. Der Westindier. Lustspiel in 5 Akten nach dem Englischen des Cumberland.
149. Eduard in Schottland. Historisches Drama in 3 Akten.
150. Die Zurückkunft des Vaters. Ein Vorspiel.
151. Gustav Wasa. Schauspiel in 5 Akten.
152. Der Mann von 40 Jahren. Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen.
153. Das neue Jahrhundert. Lustspiel in 1 Akt.
154. Das liebe Dörfchen. Dramatische Idylle in 1 Akt.
155. Der Leineweber. Schauspiel in 1 Akt.
156. Der Stumme. Lustspiel in 1 Akt.
157. Die Erbschaft. Schauspiel in 1 Akt.
158. Max Helfenstein. Lustspiel in 2 Akten.
159. Die kleinen Auvergnaten. Drama in 1 Akt.
160. Die Masken. Schauspiel in 1 Akt.
161. Das getheilte Herz. Lustspiel in 1 Akt.
162. Der kleine Declamator. Schauspiel in 1 Akt.
163. Das Strandrecht. Lustspiel in 1 Akt.

II. Stücke in denen Zweideutigkeiten, gewagte Situationen oder einzelne mit der Moral im Widerspruch stehende Scenen und liebenswürdig dargestellte verwerfliche Charaktere vorkommen.

1. Die Abendstunde. Drama in 1 Akt.
2. Herr Gottlieb Merks. Burleske in 2 Akten.
3. Pandoren's Büchse. Burleske Tragödie in 1 Akt.
4. Adelheid von Wulfingen. Trauerspiel in 5 Akten.
5. Ariadne auf Naxos. Burleske in 1 Akt.
6. Die Sonnenjungfrau. Schauspiel in 5 Akten.
7. Das unsichtbare Mädchen. Intermezzo in 1 Akt.
8. Der Hagestolz und die Körbe. Intermezzo in 1 Akt.
9. Der schelmische Freier. Lustspiel in 1 Akt.
10. Die Rückkehr der Freiwilligen. Lustspiel in 1 Akt.
11. Wer weiss wozu es gut ist? Schwank in 1 Akt.
12. Pagenstreiche. Posse in 5 Akten.
13. Die gefährliche Nachbarschaft. Lustspiel in 1 Akt.
14. Die Zerstreuten. Posse in 1 Akt.
15. Das Landhaus an der Herstrasse. Lustspiel in 1 Akt.
16. Menschenhass und Reue. Schauspiel in 5 Akten.
17. Die Indianer in England. Lustspiel in 5 Akten.
18. Sultan Wamgum. Lustspiel in 3 Akten.
19. Die Wittwe und das Reitpferd. Lustspiel in 1 Akt.

20. Die schlaue Wittwe. Posse in 1 Akt.
21. Das Urtheil des Paris. Parodie in 1 Akt.
22. Bruder Moritz der Sonderling. Schauspiel in 5 Akten.
23. Die Verleumder. Schauspiel in 5 Akten.
24. Die edle Lüge. Schauspiel in 1 Akt.
25. Der Eremit auf Formentera. Schauspiel in 2 Akten.
26. Der fürstliche Wildfang. Lustspiel in 2 Akten.
27. Inkognito. Posse in 2 Akten.
28. Der Harem. Lustspiel in 1 Akt.
29. Der Graf von Gleichen. Spiel für lebende Marionetten. 1 Akt.
30. Der Deserteur. Lustspiel in 1 Akt.
31. Der Kater und der Rosenstock. Lustspiel in 1 Akt.
32. Die englischen Waaren. Posse in 2 Akten.
33. Sultan Bimbambum. Parodie in 1 Akt.
34. Die blühende Aloe. Liederspiel in 1 Akt.
35. Die Quäker. Schauspiel in 1 Akt.
36. Die kleine Zigeunerin. Schauspiel in 4 Akten.
37. Die Belagerung von Saragossa. Lustspiel in 4 Akten.
38. Bäbbel, oder von zwei Uebeln das kleinste. Historische Posse in 1 Akt.
39. Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen. Lustspiel in 5 Akten.
40. Carolus Magnus. Lustspiel in 3 Akten.
41. Die Beichte. Lustspiel in 1 Akt.
42. Die seltene Krankheit. Posse in 2 Akten.
43. Cleopatra, Parodie in 1 Akt.

III. Stücke mit unmoralischer Tendenz.

1. Der Russe in Deutschland. Lustspiel in 4 Akten.
2. Der Rehbock. Lustspiel in 3 Akten.
3. Der Wildfang. Lustspiel für die Verdauung. 3 Akte.
4. Der Gimpel auf der Messe. Posse in 2 Akten.
5. Die beiden Klingsberg. Lustspiel in 4 Akten.

ESTICA
A-14244
i 14711837

Druck: Officin der Verlagshandlung.